& Co.
Michaelstr. 56/58
ndlung
eiferei
dblaswerk
ller Art

Mk. 2.- und Mk. 3.40
Mk. 3.25, 4.50 und 5.-
ten, Matratz., Polstermöbel
GREVENBROICH
am Bahnhof.

sium
lschule
ymnasium
euß
hmen jederzeit entgegen:
48, Oberstudiendirektor
rnruf 5500)
straße 10, Oberstudien-
(Fernruf 2346 u. 3792)
vorzulegen:
der Familienbuch) Impf-
s Schulzeugnis.

vis
waren
Qualität
fee 25 Pfg.
en 40 Pfg.
4573
en sowie größere
ig, Büttgen-Rottes.



nicht
er Firma
euß
f 4662/63
gheimer Str.
Weingartstraße
llfix-
erwagen
immer

N·G·3 Sonntag

WOCHENEND-AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 3 — Sonntag, 20. Januar 1935

Im Alter

Wie wird nun alles so stille wieder!
So war mirs oft in der Kinderzeit,
die Bäche gehen rauschend nieder
durch die dämmernde Einsamkeit,
kaum noch hört man einen Hirten singen,
aus allen Dörfern, Schluchten weit
die Abendglocken herüberklingen,
versunken nun mit Lust und Leid
die Täler, die noch einmal blitzen,
nur hinter dem stillen Walde weit
noch Abendröte an den Bergesspitzen
wie Morgenrot der Ewigkeit.

Josef von Eichendorff.

*

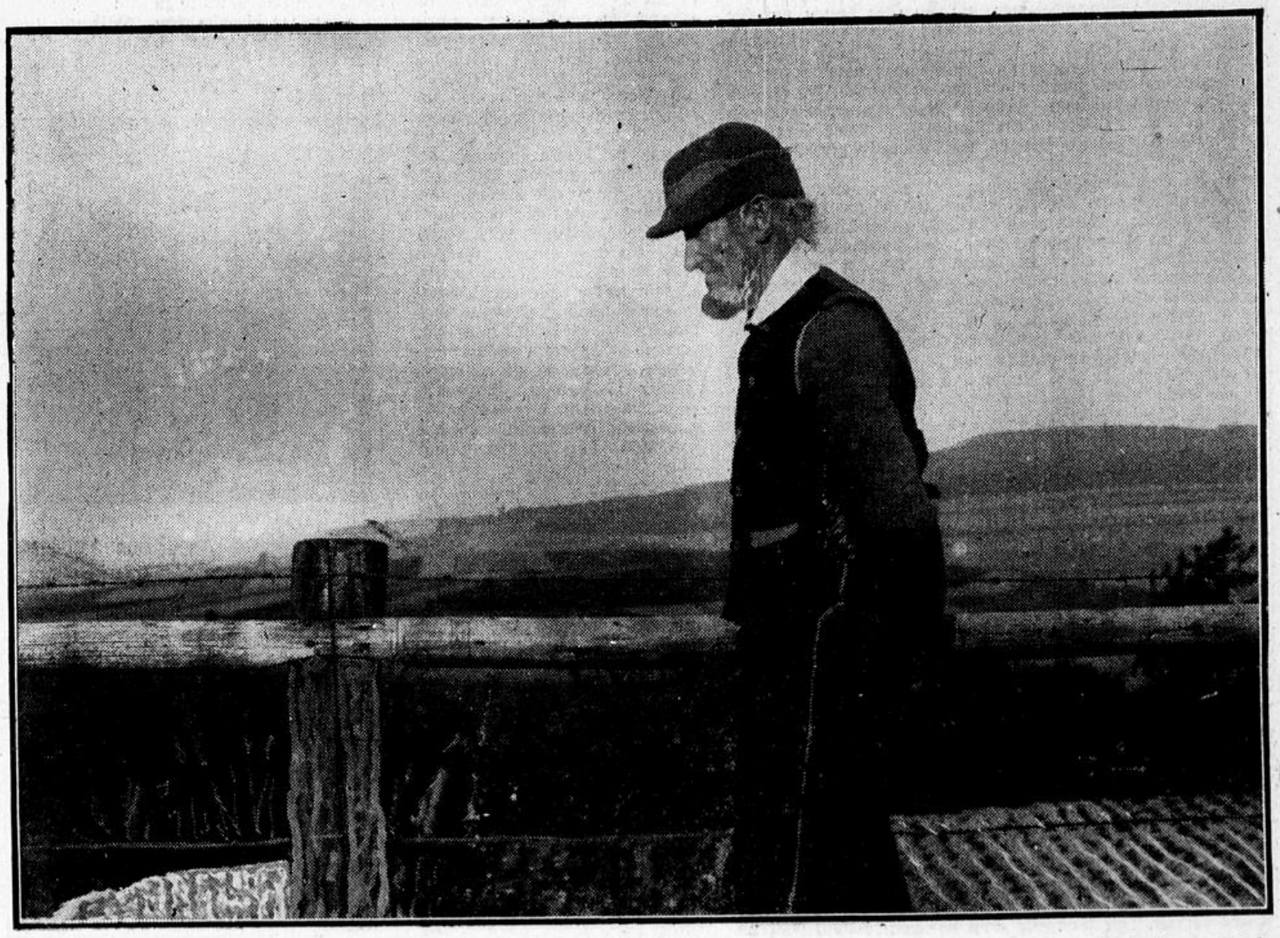
Hoffnung

Es reden und träumen die Menschen viel
von bessern künftigen Tagen!
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
sie umflattert den fröhlichen Knaben,
den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
sie wird mit dem Greis nicht begraben;
denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
erzeugt im Gehirne des Toren;
im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was besserm sind wir geboren;
und was die innere Stimme spricht,
das täuscht die hoffende Seele nicht.

Friedrich von Schiller.



Am Feierabend des Lebens

Foto: Barteky Bavaria-Verlag, Gauting vor München

Zuletzt

Skizze von Alfred Petto.

Als der Streit zwischen den beiden Höfen begann, ging es ursprünglich um einen schmalen Streifen Land, man könnte schon sagen: um ein paar Hände Erde. Das dauerte vierzig Jahre lang. Kein Mensch änderte etwas daran, auch nicht der Ablauf der Zeit. Denn was einmal vergraben wird, darüber häuten die Jahre ihren Schutt und bedecken mit dem Groll das Herz. Es ist unglaublich, daß zwei Menschen vierzig Jahre hindurch, ein ganzes Menschenalter lang, trotzen und hassen können. Zwei Männer, die fast die gleichen Wege Tag um Tag gehen müssen, übers Feld, durchs Dorf, zur Kirche, ins Wirtshaus . . .

Und beide wurden über die Achtzig. Der Trotz schien sie hart wie Stahl gehämmert und gegen das Vergänglichsein unempfindlich gemacht zu haben.

Der Roßbauer starb zuerst. —

Dreiundachtzig Jahre alt, mit sieben Kindern und vierundzwanzig Enkelkindern als Erben. Die Roßbäuerin hatte der Tod vor Jahren geholt, als die Ruhr im Dorfe wütete. Sie war eine stille, arbeitsame Frau gewesen, die den Armen Gutes tat und an dem Streit der Männer schwerer trug als beide zusammen.

✚

Der Roßbauer lag im Oberstübchen aufgebahrt. Vier Kerzen brannten an seinem Sarge. Das kleine Stübchen war voll von schwerem, bitterem Herbstblumengeruch. Ueber den Balken bröckelte die Kalkwand, wie harte Knochen kam das Holz hervor. Ich stand eine Weile bei dem Toten. Wenn einer so stirbt, wie der Roßbauer gestorben ist, hat man beim Hinschauen ein mehr feierliches und festliches Empfinden als Tränen und Mitleid. Das braune Gesicht war freilich etwas wächsern, über den Schläfen und Backenknochen lag die Haut dünn und durchsichtig. Die Augen waren in sich versunken, nach innen gewandt. Es hing noch so viel Leben an dem Roßbauern, daß keiner erschrak. Nur seine Hände und Finger waren so lang und knochig und gelb, daß man meinte, der Tod habe ihn hier zuerst angefaßt. Den ganzen Tag hindurch kamen Leute aus dem Dorf herausgepilgert; den Roßbauern mußte jeder sehen.

Bis spät in die Nacht hinein dauerten die Besuche. Auch noch am anderen Morgen. Gegen Abend kam niemand mehr.

Da trat einer ganz zum Schluß ein. Als sie den Sarg fast schon schließen wollten. Da tauchte plötzlich der Unterhofbauer in der Pappelallee auf, die zum Roßhof führte. Der Unterhofbauer — er kommt näher.

Der Wind fällt ihn von der Seite an, daß man glaubt, er werfe ihn jeden Augenblick wie einen dürren Halm um. Im Roßhof sind die Kinder alle am Fenster. „Himmel! — er kommt wirklich!" Sie wissen nicht, wie ihnen mit einem Male ist; wie ein Wunder, der Unterhofbauer . . . seit vierzig Jahren . . . und jetzt . . . Er kommt die Pappelallee hinunter gestapft. Lang, hager, müde,

Und wie er näher kommt — man sieht schon sein kurzes Bein, das Holzbein —, überläuft es die Kinder kalt und eisig. Als komme irgend ein unheimlicher Gast. Jetzt hören sie die Tür gehen, den Schritt im Flur — — —

Er klopft an.

„Herein!" ruft einer, und die Stimme will ihm nicht recht über die Lippen. Die andern stellen sich unwillkürlich zusammen, vor den langen Tisch, mit dem Rücken gegen das Fenster, die Tür geht auf, langsam, als öffne sich plötzlich eine fremde Tür.

Der Unterhofbauer kommt herein.

„Guten Abend!" Seine Kehle ist trocken.

Er blickt mit den rotunterlaufenen, alten Augen von einem zum anderen. Er sieht keinen und alle. Es ist still, daß man ein paar laute Atemzüge hört. Fast fühlt man zwanzig erregte Herzschläge. Die Kinder starren den Unterhofbauern an, verkriechen sich im Dunkeln. Der Bauer nimmt die Pfeife aus dem Mund, steckt sie ein, räuspert sich. Eine der Schwiegertöchter gibt ihm einen Stuhl. Er ist müde, er läßt sich darauf nieder. Es ist eine Erlösung, als er jetzt spricht:

„Nichts für ungut, ich möchte nur etwas erfüllen, was mir schon lange am Herzen liegt!"

Man hört heraus, daß er den Satz oft genug vor sich hingesprochen hat.

Darauf muß er husten. Es klingt hohl und weit.

Sie haben ihn alle verstanden, sie spüren diese Last von vierzig Jahren plötzlich nicht mehr; als sprängen alle Tore in ihnen sperrangelweit auf, durch die eine Freude, ein Jubel einzieht. In allen löst sich die Spannung, dieses feindliche, verdächtige Beobachten und Hinhorchen. Und einer öffnet ihm die Tür. „So kommt!" sagt er, und seine Stimme ist laut. Er nimmt ihn am Arme, aber der Unterhofbauer reißt sich los. So alt ist er noch nicht, daß man ihn führen muß. Tupp — Tupp — Tupp klingt das Holzbein die Treppe hinauf. Oben bleibt er stehen, vor der Tür, durch deren Risse Licht herauskommt. Irgendwie sträubt sich etwas in ihm . . .

Dann steht er vor dem Toten. Hält das Käpplein in der Hand.

Und alle stehen hinter ihm, in der Tür, an den Wänden, in den Ecken. Keiner spricht ein Wort; sie starren den Bauern an. Der steht weit vornüber gebeugt. Seine Hände liegen ineinander. Seine Augen laufen an dem Toten auf und ab und bleiben dann an dem Angesicht haften, lange. Ein Gemisch von Spähen und Güte und Reue liegt in ihnen.

Der Unterhofbauer nimmt die eine der Totenhände, wie sie sich kalt und fahl in die andere verkrampft, drückt sie, murmelt — knurrt —

„Alter Kamerad —!"

In der dunklen Stube ist nur das Knistern der Kerzen und diese alte, schwere Stimme. Die Frauen, die Töchter und Schwiegertöchter des Roßbauern, weinen laut heraus, und die Männer haben nasse Augen und räuspern . . .

Der Unterhofbauer hat ein verklärtes Lächeln. Dies Gesicht ist so alt, so fleckig und zerknittert, daß man dies Lächeln nur erraten kann. Und dann nimmt er das Zweiglein, taucht es in das Glas und zeichnet das Kreuz über den Roßbauern.

Er geht wieder. Tupp — tupp — tupp klopft sein Schritt die Treppe hinab. Langsam und unsicher. Keiner vermag ein Wort des Dankes zu sagen. Es ist, als sei ein Wunder in diesem Totenstübchen geschehen, als leuchteten die Kerzen noch einmal so hell.

Und jetzt stapft der Unterhofbauer wieder unter den rauschenden Pappelbäumen und fliegenden Blättern. Er sieht sich nicht mehr um. Und zwanzig Gesichter stehen an den Fenstern und folgen ihm, wie er den Hof verläßt.

Neusser Landstürmer in Kriegsgefangenschaft

Nummer 9

Kirche im Lager. — Für Unterhaltung und Belehrung war gesorgt. — Ein mißlungener Fluchtversuch. — Ein rabiater Korporal. — Auf Landkommando. — Erholung von Marokko. — „Zwölf Sprachen". — Vergebene Liebesmüh'. — Zurück nach Tours. — Romorantin in der „belle Sologne". — Husarenstück eines Fliegers. — Beim Baumaufladekommando.

Und dann die Kirche! Eine geräumige Baracke, übrigens für 20 000 Franken gekauft und geschenkt von dem Vater eines unserer Mitgefangenen und Mitinhaber des Kabelwerkes V. u. G. in Köln. Die Baracke war doppelwandig, hatte Fußboden und diente Sonntag morgens als Kirche. Die Kulissen, die das Chor bildeten, hatte ein Künstler gemalt. Zuerst war katholischer, dann evangelischer Gottesdienst. Beide wurden recht schwach besucht. Desto voller war's abends, wenn derselbe Raum der Belustigung diente. Jeden Sonntag abend große Vorstellung: Ein Kgl. Musikdirektor leitete die Kapelle, die aus Harmonium, Klavier, Baß, Cello, Bratschen, vielen Geigen und Blasinstrumenten bestand und wirklich Gutes bot. Der Turnverein trat auf, ein Bauchredner, ein Gelegenheitsdichter, ein Schnellzeichner, ein Komiker kamen auf die Bühne, dann mal ein nettes Theaterstück. Kurz, es war hübsch.

Außer dem Turnverein bestanden ein Fußball- und ein Handballklub. Für geistige Bedürfnisse war auch Sorge getragen; Abendkurse wurden gehalten in Deutsch, Französisch, Englisch, kaufmännischem Rechnen, Buchführung, Kurzschrift und dergl. Die Lehrer mußten allerdings meist die Lernbogen für ihre Schüler selbst anfertigen, weil keine Bücher vorhanden waren.

Ich hektographierte die Lektionen für den englischen Unterricht nach einem Lehrbuch (Abdruck verboten stand zwar drin) und so ging's leidlich. Wenn Geld aus der Heimat kam, stand Gefreiter B., im Zivil Privatgelehrter und Kunstsachverständiger aus München, mit einer Klapperbüchse, die ein rotes Kreuz trug, an der Tür und erinnerte daran, daß auch Arme unter uns waren. Jeder warf etwas in die Büchse. Die Aermsten der Armen waren die Neugefangenen, die gerade aus der Front kamen. Sie hatten meist nichts mitgebracht als das nackte Leben. Gefreiter B. gab jedem zunächst mal 3 Franken, Tabak, Zigaretten oder Chokolade nach Wunsch und wenn's Not tat, Wäsche. So war er tagsüber Samariter, abends hielt er Vorträge über Kunst. An Wäsche fehlte es nicht, und das kam so: Ein Arbeitskommando hatte die Hemden, Unterhosen, Hosenträger, Taschentücher, Strümpfe usw. zu stempeln, die an die Front gingen. Diese Dinge waren zu zehn gebündelt. Wer zählte nach, ob's zehn oder neun waren? Das ganze Lager bezog aus diesen Beständen. Eine geheime Stempelwerkstatt versah die Sachen mit deutschen Militärstempeln (täuschend ähnlich) oder mit denen bekannter deutscher Warenhäuser. Wenn's herauskam, war's natürlich schlimm; kam eine Sache vor's Kriegsgericht, war's ganz schlimm. Ein Beispiel: Ein Kriegsgefangener hatte ein paar Socken entwendet. Der aufsichtführende Korporal gab ihm zwei Tage (im französischen Heere hat jeder Vorgesetzte Strafrechte), der Kapitain erhöhte die Strafe auf vier Tage, der Kommandant auf acht. Kam aber dieselbe Sache vor's Kriegsgericht, so setzte es zum mindesten ein Jahr Gefängnis ab Bald erhielt ich einen Posten: ich wurde Chef d' équipe au Service des subsistances. (Gruppenführer beim Lebensmittelversorgungsdienst). Mein Vorgänger war ausgekniffen; drei Tage hatte er sich in einem von seinen Helfern erbauten Versteck auf dem Arbeitsplatz aufgehalten, war dann über die Mauer entwischt und hatte sich 14 Tage in Tours selbst bei einer Kriegerwitwe aufgehalten, deren Bekanntschaft er auf der Arbeitsstelle gemacht hatte. Mit ihr und deren Kind war er dann in einem Kurort nahe der Schweizer Grenze gereist. Sein Paß als französischer Dragoner war durchaus in Ordnung, dafür hatte unsere „Paßberichtigungsstelle" alias „Fälscherwerkstatt" des Lagers gesorgt. Er humpelte auch vorschriftsmäßig, weil im Paß eine Beinwunde vermerkt war. Es schien alles gut zu gehen; man hielt sich eine Zeitlang in dem Grenzörtchen auf, baldowerte die Gegend aus und suchte nach einer Gelegenheit, über die Grenze zu wischen. Eines schönen Tages soll der Schritt gewagt werden. Hundert Meter vor den Pfählen wird das Paar (mit Kind) von einem Posten gestellt, und da zeigt sich, daß der Dragoner seine Familienverhältnisse nicht kennt, Madame griff ein, der Posten wird mißtrauisch und fordert sie auf, mit zur Wache zu gehen. Jetzt, ein entscheidender Moment, versagt der Deutsche. Anstatt dem Posten die Flinte zu entreißen und die 100 Meter zu laufen, läßt er sich mitführen. Erledigt. Für ihn gab's 30 Tage Arrest, für sie 3½ Jahre Zuchthaus wegen Landesverrats. Im Service des subsistances war's nicht schlecht: Es gab Weizen zum Kuchenbacken und Gerste zum Kaffeerösten, außerdem eine gute tägliche Kostzulage. Leider dauerte die Herrlichkeit nicht lange. Eines Tages, als ich gemütlich in der Wäscherei hinter dem Ofen saß und meinen Roman las (meine Leute brauchte ich nicht zu beaufsichtigen, die arbeiteten sowieso nicht zu viel), flog die Tür auf, einer unser Kerle sprang herein und hinter ihm her ein schwer angetrunkener Korporal mit gezogenem Bajonett. Das ging denn nun doch nicht. Der Wäscher, ein Kerl mit Bärenkräften, und ich griffen jeder ein Holzscheit und hielten es dem Rasenden vor die Nase. Jetzt erging er sich in den wüstesten Beschimpfungen über die dreckigen Boches, schimpfte wie ein Rohrspatz, stürzte dann hinaus und warf eine Fensterscheibe ein.

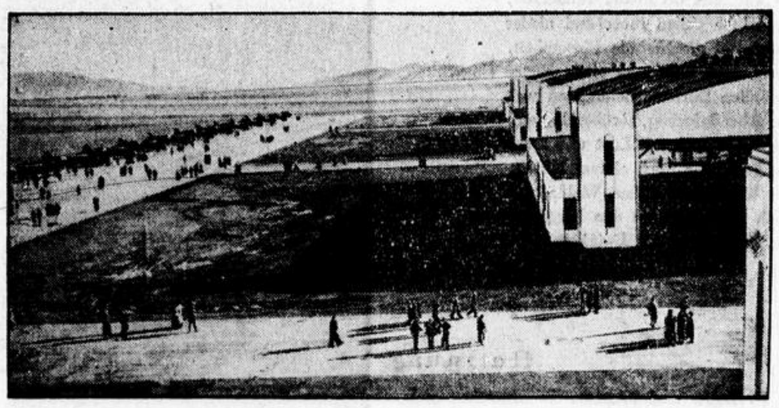
Die Sache brachte ich trotz allen Abratens zur Anzeige. Erfolg: Der Korporal bekam 14 Tage Arrest und ich mußte aufs Landkommando, zum Bauer.

Beim Bauer.

Und zwar war ich Chef d'equipe und Dolmetsch für 19 Leute, die schon ein Jahr dort waren und mich wirklich als Dolmetsch nicht nötig hatten. Sie verständigten sich mit den Blusenmännern gut, wenn auch holprig. Anfangs hatte ich nichts zu tun als ein gutes Leben zu führen und mich von Marokko zu erholen. Ich lag meist hinter einem Heuhaufen oder Strohbarmen und las und rauchte. Wenn zum Essen gerufen wurde, war ich auch dabei. So ging mir das Leben herrlich ein; ich bestellte zunächst mal die Futterpakete aus Deutschland ab; denn das Essen war mehr als gut. Wir arbeiteten (d. h. ich las und rauchte) einmal bei diesem einmal bei jenem Bauer, überall war's gut. Morgens fings mit Suppe, Gemüse und Braten an; dazu gab's Wein, danach eine Tasse Mokka mit einem Schuß Trester. Mittags und abends noch besser. Ich kam mir vor wie ein Rentner, der mal endlich bekommt, was ihm zusteht. Mitunter führte ich auch mit den Bauern gelehrte Gespräche. „Monsieur, ist es wahr, daß Sie 12 Sprachen sprechen?" —Ja, natürlich, war das wahr; drunter tat ich's nicht. Nur das Aufzählen der zwölfe macht einige Schwierigkeiten: Deutsch, Oesterreichisch (!), Preußisch (!), Französische, Belgisch (!), Kanadisch(!), Englisch, Schottisch, Irisch usw. Ich kam jedesmal hin; die Bauern staunten über so viel Gelehrsamkeit. — Ueber Deutschland bestanden die tollsten Ansichten. Ob man in Deutschland auch mit Pferden pflüge. — Nein, mit Kamelen. — — Ob in Deutschland auch die Kuhställe gereinigt würden. — Nein, was wäre nicht nötig, da jede Kuh hinten einen Lederbeutel träge, der abends hinausgetragen würde.

Alles ist vergänglich, auch das Rentnerleben. Eines Tages kam Befehl, die Unteroffiziere müßten jetzt auch arbeiten. Jetzt stand ich vor der Wahl, entweder ins Lager zurück, wo sich schon ein Posten gefunden hätte, oder mit anfassen. Ich entschied mich für das Letztere, weil ich auf das gute Essen nicht verzichten mochte; auch hatten wir bedeutend mehr Freiheit. Anfangs war das Arbeiten sauer; denn körperlich geschafft hatte ich noch nie; es gab Blasen in den Händen und geräderte Glieder. Als die schwere Zeit überwunden war, ging's ganz gut. Ich fühlte mich gesund und kräftig in der guten Luft. Im Winter schälten wir Eichenrinde ab, die zum Gerben benutzt wurde. — Eine kurze Zeit war ich Hauslehrer bei einem Schloßbesitzer; seine zwei Jungen hatten schlechte Noten im Deutschen bekommen. Der älteste war deswegen durchs Abitür gefallen. Das Essen war großartig, der Wein sehr gut, die Zigarren auch und die Jungen sehr faul. Das habe ich eine volle Woche ausgehalten, dann hatte ich mit Monsieur unter dem Oelgemälde seines Ahnen, eines prachtvollen Admirals eine kurze und letzte Aussprache; da meine wiederholten Vorstellungen zu nichts geführt haben, möchte ich Sie bitten, Monsieur, mich zu entlassen; die jungen Leute bringen es nicht fertig, vor einem Kriegsgefangenen den rechten Respekt zu haben, wofür ich übrigens Verständnis habe. Sie machen keine Fortschritte." — Monsieur war verschnupft, sagte er, bedauere das sehr, könne mich indessen natürlich nicht halten. So ging ich wieder an meine Bäume, froh, keine unnütze Arbeit mehr leisten zu brauchen.

Nach neun Monaten wurde das Kommando aufgelöst; zurück nach Tours. Am nächsten Tag zog ich mit 19 anderen wieder in das alte Heim zurück; die Bauern hatten mich reklamiert und den Antrag direkt mitgegeben. Die 19 anderen waren Oesterreicher, und zwar 1 Tscheche, 3 Ungarn, 15 Kroaten; kein einziger darunter mit Deutsch als Muttersprache, obwohl der Tscheche sich recht gut mit mir verständigen konnte. Die Leute waren durch die Franzosen übernommen worden, und zwar von den Serben; sie erzählten, sie seien von 60 000 Kriegsgefangenen noch 12 000 Ueberlebende gewesen. Sie hätten den ganzen serbischen Rückzug im Winter mitgemacht, seien halbnackt und gänzlich ausgehungert in entsetzlicher Kälte durch Albanien marschiert und schließlich in Durazzo auf italienische Schiffe gekommen. Möge dem sein, wie es wolle, sie fühlten sich in Frankreich, dem Lande des Weines, anscheinend recht wohl, wenigstens die Kroaten. Wo Frankreich in der Geographie herumlag, wußten sie nicht, war ihnen auch furchtbar gleichgültig, lesen und schreiben konnten zwei von ihnen, aber spucken konnten sie alle vorbildlich, vom Strohsack aus liegend, über ihre Füße weg, haarscharf an meinem Eßnapf vorbei auf den Boden. Daß ich zwölf Sprachen sprach, imponierte ihnen nicht im geringsten; ihnen gute Sitten beizubringen, war unmöglich. Ich war der Verzweiflung nahe; so wie ich mich früher auf den Sonntag gefreut hatte, als auf einen geruhigen Tag, so froh war ich jetzt, wenn der Sonntag vorbei war. Das Spucken, das Schmatzen und Schnalzen bei Tisch, das Rülpsen und andere Urgeräusche, die man nicht gut in Worte kleiden kann, überhaupt das ganze Benehmen dieser Halbwilden konnte einem über werden. Ich brach kurzentschlossen mit dem Verwalter des Schlosses Montresor, für den wir augenblicklich arbeiteten, einen Streit vom Zaune, auf die Gefahr hin,



Amerikas Luftstreitmacht wird umorganisiert.

Nach den vom Kriegsministerium sorgfältig ausgearbeiteten Plänen wird die Luftstreitmacht der Vereinigten Staaten gegenwärtig einer völligen Umorganisation unterzogen. Der wichtigste Flottenstützpunkt mit der größten Zahl von Kampf- und Bombenflugzeugen wird Hamilton Field an der pazifischen Küste. Unser Bild zeigt einen Blick auf diesen bedeutenden Flughafen.

14 Tage aufgebrummt zu erhalten, und wurde prompt abgelöst; denn der Herr Verwalter war ein guter Bekannter des Lagerkommandanten von Tours. Ich schied ohne Trauer von meinen Hammeldieben und Mausefallenhändlern, drückte den Tschechen und den Ungarn, die wirklich liebe Kerle waren, die Hände und schob neuen Zielen entgegen.

Im Lager blieb ich wieder nicht lange. Man hatte mich satt. Alle Vorstellungen des deutschen Lagerchefs halfen nicht. Hinaus mit ihm, nicht nur aus dem Lager, sondern aus der Region. So kam ich nach Romorantin, in der belle Sologne.

In der schönen Sologne.

Im Lager lernte ich einen Fliegerfeldwebel der Reserve kennen, den der Franzose Madon als seine siebzehntes Opfer heruntergeschossen hatt. Dieser Flieger trug sich mit Fluchtgedanken; er sammelte französisches Geld (wir durften nur Lagerbons haben) und sagte mir, er wolle nach Paris, dort hätte er Verwandte, die ihm helfen würden. Monate später hörte ich, er sei geflohen, dann vernahm ich nichts mehr von ihm. Die Fortsetzung der Fluchtgeschichte kam 14 Jahre später; ich kam mit einem Franzosen ins Gespräch über den Krieg, erzählte ihm, daß ich in Gefangenschaft gewesen sei, in Tours, in Marokko, in Romorantin usw. — „Ach, sagte dieser, in Romorantin waren Sie. Da muß ich Ihnen eine nette Geschichte erzählen. Bei Blois war im Krieg ein Flugplatz, natürlich bewacht, aber da er mitten in Frankreich lag, nicht allzu scharf. In einer schönen Nacht hört ein Posten Motorgeräusch; er läuft hin und kann gerade noch sehen, wie ein Flugzeug davon trudelt, sich vom Boden erhebt und nach Osten fliegt. Da war natürlich etwas nicht in Ordnung; der Mann hat sofort die Lagerkommandantur benachrichtigt; es wurde festgestellt, daß kein Flieger fehlte, wohl aber ein Flugzeug. Am nächsten Tage kam Nachricht aus Romorantin, dort sei ein deutscher Flieger ausgebrochen." So weit die Erzählung meines Gewährsmannes. Ob unser Flieger die deutschen Linien erreicht hat, weiß ich nicht. Jammerschade wär's, wenn der Benzinvorrat zu knapp gewesen wäre oder wenn man ihn abgeschossen hätte. Auf jeden Fall war's ein nettes Husarenstückchen.

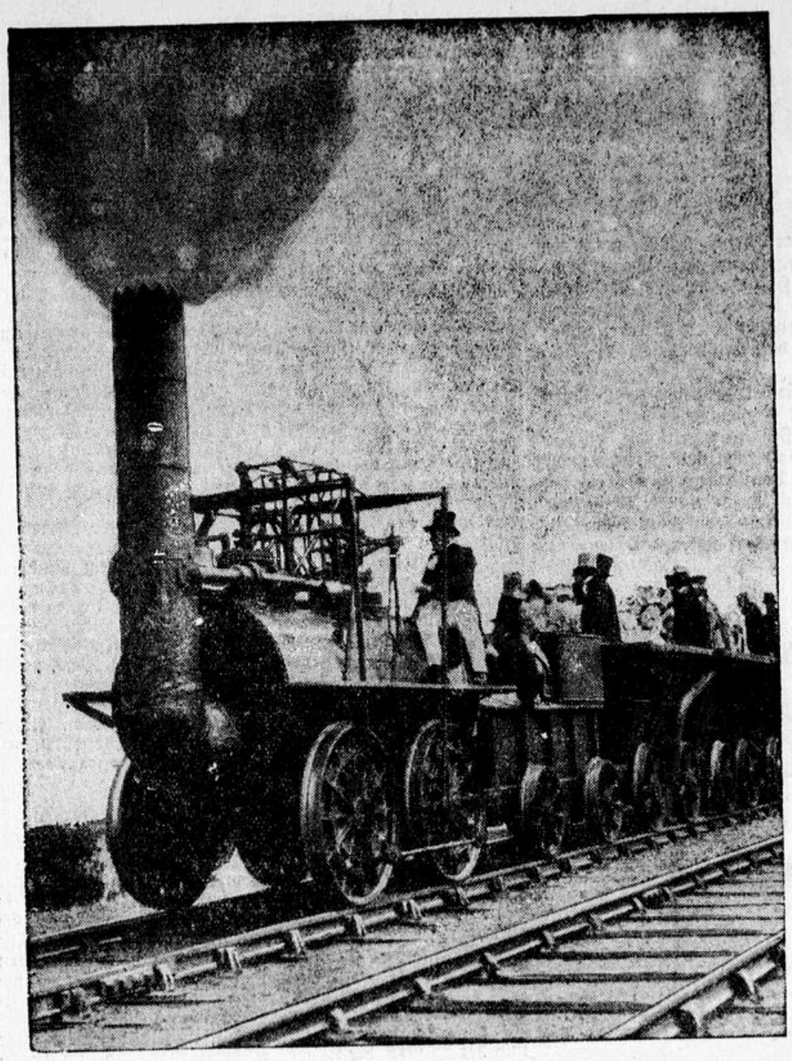
Nach ein paar Tagen Lagerleben ging die Reise weiter. Mitten im Eichenwalde stand eine Baracke, die 80 Mann beherbergte. Es war Abend, als wir unser viere ankamen. Es war Winter, der einzige Ofen qualmte nach Leibeskräften, ein paar Oellunzeln verbreiteten trübes Licht, mit einem Wort, es war so recht ungemütlich: Dolmetscher Lewi, ein dickleibiger Jude wies uns unsere Plätze an; am nächsten Tag gings an die Arbeit. Ich wurde einem Baumstammaufladekommando zugeteilt. Wir mußten 180 Stämme täglich auf Karren laden; am ersten Tage luden wir vorsichtshalber 47 als Protest gegen die schlappe Kost. Ueber 60 haben wir's nie gebracht. Da kam das Unheil in Gestalt eines Majors mit seinem Leutnant. Die beiden waren sich einig darin, daß hier etwas geschehen müsse. Das wäre keine Arbeitsleistung, die reine Drückebergerei usw. So, das Essen wäre schlecht? Damit könne kein Mensch arbeiten? Das würden sie uns schon zeigen. Zunächst bekäme ich mal 14 Tage Arrest als Wort- und mutmaßlicher Rädelsführer, und dann würde sich das weitere schon finden. Leider konnte ich ihnen den Gefallen nicht tun, die 14 Tage abzusitzen, weil kein Arrestlokal im Busch war. Die Arbeitsleistung stieg auch nicht; wir gingen vom aktiven zum passiven Widerstand über, taten als ob und leisteten nicht mehr. Ueber Stämmen die vier Leute hätten tragen können, brachen acht erschöpft zusammen. Außerdem halfen uns die Holzhauer: Die abgehauenen Bäume hingen sich auf, d. h. man ließ geschickt die Bäume so fallen, daß die Kronen sich in diejenigen noch stehender verfingen.

(Fortsetzung folgt.)



Der Fuschijama aus 250 Kilometer Entfernung aufgenommen.

Dr. Sakurai vom wissenschaftlichen Institut in Tokio hat mit infrarotem Negativmaterial diese Aufnahme des Fuschijama, des schönsten Berges und Wahrzeichens Japans, aus einer Entfernung von rund 250 Kilometer hergestellt.



1835: Als Großvater mit dem Dampfwagen fuhr.

Ein Jahrhundert Eisenbahn

Von **Heinz Halter**

Man müßte einmal eine Aufstellung machen, was der Welt und ihren Bewohnern fehlen würde, wenn der gute alte George Stephenson im Jahre 1814 nicht auf den Gedanken gekommen wäre, eine Dampfmaschine auf Räder zu setzen und das Ganze auf Schienen fahren zu lassen. Wie würde es ohne Eisenbahn heute um uns bestellt sein? Wie stünde es mit der Ernährung der dicht bevölkerten Gebiete, die auf die Zufuhr aus vorwiegend bäuerlichen Gegenden angewiesen sind? Was würde aus dem Handel, der heute durch Schnelligkeit allein zu bestehen vermag? Was würde mit der Landesverteidigung geschehen, wenn es keine Eisenbahnen gäbe und die Truppen sich in mühseligem Fußmarsch aus ihren Garnisonen an die Grenzen bewegen müßten?

Man könnte diese an sich müßige Philosophie ins Unendliche fortsetzen. Aber es gibt ja eine Eisenbahn, und Stephenson hat mit seinem Optimismus recht behalten, der ihn 1825 seine „Puffing Billy" auf der kurzen Strecke zwischen Stockton und Darlington in Betrieb setzen ließ. Hundert Jahre sind es in diesem Jahre her, daß die erste deutsche Bahn, die zwischen Nürnberg und Fürth, rasselnd und puffend über die Schienen brauste. Ein bedeutsamer Einschnitt in der Geschichte menschlichen Zusammenlebens, um so bedeutsamer, je mehr wir die Betrachtung unseres Anfangs fortzusetzen belieben.

Eisenbahn — das heißt Fortschritt, heißt Verkehr, heißt Handel, heißt Mehrung des Volksgutes, heißt Arbeit für Tausende und Millionen, heißt auch Förderung der Freundschaft zwischen Völkern und Erdteilen.

Eisenbahn — das ist der Pulsschlag unseres wirtschaftlichen Lebens, ist der ewig schlagende, rastlose Motor allen Werdens und Geschehens. Wir wollen nicht geistloser Mechanisierung das Wort reden, denn wir wissen sehr wohl, daß die Maschine nichts ist ohne den Menschen. Aber auch zur Eisenbahn gehört ja in hervorragendem Maße der Mensch, der dem toten Material erst Leben und Sinn einzuhauchen weiß. Aber was aus uns ohne den Blitzzug auf dem in die Unendlichkeit weisenden Schienenpaar geworden wäre, davon haben wir schon gesprochen.

Menschen, die sich sonst nie in ihren kurzen Leben von Angesicht zu Angesicht gesehen hätten, stehen sich nun, da die Entfernungen ihren Schrecken verloren haben, gegenüber. Völker, die nichts voneinander wußten oder nur dunkle Gerüchte über das andere gehört hatten, erkennen mit Staunen, daß viel Verwandtes zwischen ihnen ist; nur, weil das „Dampfroß", wie man es vor hundert Jahren nannte, die Brücke über den Abgrund der Verständnislosigkeit geschlagen hat.

Ein Hoch den Männern, die ihrer Zeit so weit voraus dachten, daß sie in kühnem Wagemut der neuen Erfindung, diesem Teufelswerk, auch in Deutschland Raum gaben! Die allen Anfeindungen zum Trotz an die große Idee glaubten, die sich noch nebelhaft hinter dem komischen Gebilde verbarg, das sich uns, heute ein Museumsstück, als die erste Lokomotive präsentierte. Sie waren die Pioniere des Fortschritts, wie es vor ihnen und nach ihnen immer wieder einzelne gegeben hat, die glaubten und darum wagten.

Denn wagen kann nur, wer an sich und seine Sache glaubt!

Sie „dampfen"

Von **Hildegard Korff**

„Natürlich wieder einmal die Stadtleut', diese närrische Bagag' mit ihren Modernitäten, haben was erfunden, das ihre Trägheit bestärkt. Ein Ding haben sie erfunden, das einen — ohne daß man was dazu tut — von einem Ort in den anderen trägt, als ob unsere Füße nicht mehr gut genug zum Laufen wären; die Pferd' und Wagen, die man hat, sind doch nun schon grad' Bequemlichkeit genug. Ja, gibts denn sowas? Auf Schienen sollen Wagen laufen, die vom Dampf gezogen werden! Der Teufel wird's wohl selber sein, den die Stadtleut' vor ihren Karren gespannt haben. Aber soviel haben die schlauen Bauern auf dem Lande auch schon gespannt, daß sie sich von einem Teufelskarren nicht ziehen lassen werden." So und ähnlich lauten die Aeußerungen der Leute, die Pate standen bei der Geburt der ersten Eisenbahn vor hundert Jahren.

„Als ich das erste Mal mit der Dampfbahn fuhr", ist die kleine Geschichte von Peter Rosegger betitelt, in der er erzählt, wie er als kleiner Dorfbub das erste Mal die Eisenbahn benutzen mußte. Zum Fürchten sieht das Ungetüm aus, das zischend und pfeifend durch die herrliche Landschaft auf den Jungen zukriecht, und schwarze Wolken spuckt es in den blauen Himmel wie der leibhaftige Gottseibeiuns. Von der Dampfmaschine schwarz bespuckt, sitzen die Menschen in kleinen offenen Wagen, krampfhaft bemüht, trotz der heftigen Stöße und Püffe auf ungefederten und ungepolsterten Sitzflächen nicht herauszufallen. Im Biedermeierfrack sitzt steif und sich seiner Würde völlig bewußt der Herr Gemeindevorsteher, der nach Nürnberg zum Bürgermeister will. Neben ihm die Frau „Vorsteherin" hat ihre Haltung schon ganz verloren, da ihr weißer Halskragen, bis man ankommt, gar nicht mehr besuchsfähig sein wird. Aber was hilft's, wenn man die „Modernitäten" nicht mitmacht, wird man am Ende zum alten Eisen geworfen, und der Ehemann ist doch eben erst fünfzig. Aber närrisch ist's doch und überleben wird sich's auch; aber den Kindern zu Haus' wird man was Lustiges zu erzählen haben, wenn am End' der „Dampfsput" so schnell vorbeigeht, daß sie ihn gar nicht mehr erleben.

Liebes Biedermeiermütterchen, deine Bedenken waren grundlos, deine Zeit hat uns neben den reizenden Toiletten aus einem beschaulicherem Leben eine der wichtigsten Erfindungen der Neuzeit geschenkt, die bestimmend für Handel und Wandel, für Fortschritt und Kultur war. Sie hat die Beziehung und Verbindung zu Ländern und Menschen gebracht, die bis dahin gar nicht oder nur sehr schwer möglich waren, sie hat Möglichkeiten und Perspektiven eröffnet, die gewiß auch heute noch nicht voll erschöpft sind. Hundert Jahre dauerte der Weg von der Dampfbahn zum Schienenzepp. Wohin wird sich unsere schnellebige Zeit mit ihren ehrgeizigen Erfindern und Technikern in weiteren hundert Jahren entwickeln? Vielleicht belächeln verzeihend dann unsere Urenkel die uns rasend erscheinenden Fernzüge, die in einem 150-Kilometertempo die Landschaft fressen, werfen den Schienenzepp zum alten Eisen, lassen die Erde den langweiligen Fußgängern und benutzen zum Reisen nur noch das Luftschiff.

Würzburg.

Von Rudolf Herzog.

Ueber den Main droht die Feste Marienberg. Und wie ein weißer Schwan duckt sich die Stadt zu Füßen. So unschuldsvoll schimmert ihr Kleid. So blütenweiß prangen die Gebäude. Und doch war es anders vor Jahrhunderten, als noch nicht das Barock sein gleißendes Gewand über die Stadt geworfen hatte. Als noch die Bürger zusammenströmten, wenn wieder einmal ein Fürstbischof machthungrig und herrisch vom bischöflichen Schlosse Marienburg herunter seine Befehle sandte, als noch das Blut der Bürger und der Domherren sich auf dem Pflaster mischte und die Würzburger selbst mit dem aufständischen Bauernheer gemeinsame Sache machten, um die verhaßte Feste zu berennen. Uralt ist das Kastell und ohne Geburtsjahr. Doch stand es schon, bevor die drei Apostel Würzburgs in die Stadt kamen, der hl. Kilian, der im Jahre 689 in Würzburg erschlagen ward, der hl. Bonifatius, der 741 auf seiner großen Bekehrungsreise in Würzburg erschien und im gleichen Jahre den hl. Burkard zum ersten Bischof weihte. Gewißlich hatten die drei Frankenapostel nicht daran gedacht, ihre Nachfolger in der Christenlehre gar bald zu so wichtigen Herren heranwachsen zu wissen, daß sich über ihren Bischofshut eine Herzogskrone stülpte und ihr Hirtenstab nicht nur über die frommen Seelen, sondern über Städte und Länder, Leib und Leben im Unterfrankenland regierte nach überstolzer weltlicher Herrscher Art. Großzügige Herren waren unter ihnen, Julius Echter von Mespelbrunn an der Spitze, der rücksichtsloseste Bekämpfer der Reformation, der schonungsloseste Vertilger der neuen Ideen und ihrer Träger, aber auch Stifter des weithin berühmten Juliusspitals und im Jahre 1582 Neubegründer der Würzburger Universität, die von ihrer Geburtsstunde an führend wurde auf dem Gebiete der Medizin.

Zur Feste Marienberg gehört die Schloßkirche zu Unserer lieben Frau, die älteste der kirchengesegneten Stadt, da ihr Rundbau schon im Jahre 700 stand. Mit ihr wetteifert die nahegelegene Pfarrkirche zu St. Burkhard und läßt sich gern die älteste nennen, weil ihre frühgotischen Türme und ihr romanisches Langhaus heute noch dasselbe Angesicht zeigen wie in der ersten Bauzeit um 1030 und 1170. Ein bildgeschmückter Stufenweg führt den Berg hinan zur doppeltürmigen Wallfahrtskirche St. Maria, im Volksmund nur das „Käppele", die Kapelle, genannt um der angebauten Gnadenkapelle willen. Weit über Stadt und Mainstrom schweift der entzückte Blick.

Unter den Mainbrücken ist die alte Mainbrücke die bemerkenswerteste. Nicht, weil sie schon seit einem halben Jahrtausend in die Landschaft blickt, sondern weil sich im Zeitalter des Barock zwölf überlebensgroße Figuren zu ihr fanden in trunkener Anbetung des Himmels. Ein paar Schritte, und in einem malerischen Stilgewirr hebt sich das turmgeschmückte Alte Rathaus hoch, mit dem Neuen Rathaus im Stil der deutschen Renaissance eine glückliche Einheit bildend. Und wie so oft, birgt auch der Marktplatz von Würzburg besondere Kostbarkeiten: die spätgotische Marienkapelle mit den 14 Statuen Tilman Riemenschneiders, des gefeierten Bildners, der im Jahre 1483 als blutjunger Bildschnitzergeselle aus Osterode am Harz nach Würzburg wanderte und als Künstler und Bürger zu solchen Ehren gelangte, daß ihn das Jahr 1520 als ersten Bürgermeister der Stadt erblickte. Das Jahr 1525 wegen Begünstigung der aufständischen Bauern — auf der Folter. Das Haus zum Falken nebenan lacht aus dem schönsten Rokokoangesicht, das in der Stadt zu finden ist. Und ihrer sind viele, seit die beiden prachtliebenden Fürstbischöfe von Schönborn den formgewaltigen Baukünstler Balthasar Neumann an den Würzburger Hof beriefen. Ihnen verdankt Würzburg der neuen Schwung des Barock, wie es dem großen Fürstbischof Julius die mächtigen Baulichkeiten des Juliusspitals und den Vierflügelbau der Alten Universität verdankt.

Das fürstbischöfliche Schloß, die Residenz, zählt zu den berühmtesten Bauwerken in deutschen Landen, und Balthasar Neumann war einer ihrer Baumeister. Vierundzwanzig Jahre bedurfte es, von 1720 bis 1744, bis der riesige Sandstein zur Blüte des Barock gediehen war, und wiederum vergingen Jahre, bis die wunderbaren Zimmer und Säle ihren letzten künstlerischen Schmuck erhalten hatten. Die hohen Türme der Stift-Hauger-Kirche winken vom Pfaffenplatz herüber, und wieder ist es eine Kirche glanzvollsten Barocks, die sie zu bewachen haben. Alles aber überwältigt der viergetürmte Dom zu St. Kilian, in romanischer Formensprache die Basilika, in bunten Sandsteinquadern die Türme. Und treten wir ein, so treten wir staunend in den Prunk des italienischen Spätbarocks, aus dem die frühe Kunst Tilman Riemenschneiders, Peter Vischers und der anderen Großen des deutschen Künstlerkreises feierlich herauswächst. Ueberwältigend wirkt in der leuchtenden Umgebung die Gräberreihe der Würzburger Bischöfe und Fürstbischöfe, überlagert von den gewaltigen Erz- und Steinbildnissen der Schlummernden.

Und gegenüber der Neumünster-Kirche. Auch sie zum Gedächtnis des ermordeten heiligen Kilian und seiner Begleitre errichtet. Hier wurden ihre Gebeine beigesetzt. Und noch eines anderen Gebeine wurden hier beigesetzt, wenn auch draußen an der Außenwand, im alten Lusamgärtchen. Und wenn er auch kein Heiliger war, so war er doch: Walther von der Vogelweide, des Mittelalters süßester Liedermund, und seine letztwillige Verfügung besagte unter Beifügung einer Stiftungssumme, daß in einem gehöhlten Stein an der Kirchenmauer täglich seinen Lieblingen, den Vögeln, Futter zu streuen sei, aber die Kollegiatherren vertaten die Summe, und so wurde das Testament des von der Vogenweide nur noch in einem steinernen Bildwerk vollzogen.

Welt und Ich

Im großen, ungeheuren Ozeane
Willst du, der Tropfe, dich in dich verschließen?
So wirst du nie zur Perl zusammenschießen,
Wie dich auch Fluten schütteln und Orkane!

Nein! öffne deine innersten Organe
Und mische dich im Leiden und Genießen
Mit allen Strömen, die vorüberfließen;
Dann dienst du dir und dienst dem höchsten Plane.

Und fürchte nicht, so in die Welt versunken,
Dich selbst und dein Ur-Eignes zu verlieren:
Der Weg zu dir führt eben durch das Ganze!

Erst wenn du kühn von jedem Wein getrunken,
Wirst du die Kraft im tiefsten Innern spüren,
Die jedem Sturm zu stehn vermag im Tanze!

Hebbel.

Erneuerung

Von

Heinz Rein

Ungleichen Schrittes gehen Hans und Anna den schmalen Uferweg entlang. Ihre Gesichter sind ausdruckslos. Ihre Augen schweifen in die Runde und sehen dennoch nichts, ihre Ohren vernehmen die Laute der Natur und hören gleichwohl nichts. Kein Wort sprechen sie miteinander. Das Schweigen steht zwischen ihnen wie eine hohe, unüberwindliche Mauer, die um so länger wird, je weiter man an ihr entlanggeht, und die niemals endet.

„Wenn man einige Jahre verheiratet ist, hat man sich nichts mehr zu sagen", denkt der Mann, sieht Anna von der Seite an und zuckt gleichgültig die Achseln.

„Wie vielseitig war unsere Freundschaft, und wie eintönig ist unsere Ehe", denkt die Frau, streift das Gesicht ihres Mannes mit flüchtigem Blicke und sieht dann auf ihre Fußspitzen herab.

Lautlos, aber um so erbitterter sprechen die Gatten miteinander. Nur mit heimlichen Blicken werden Rede und Gegenrede geführt.

„Sie ist in ihrer Entwicklung stehen geblieben", denkt der Mann und legt die Stirn in tiefe Falten, daß die Augenbrauen über der Nasenwurzel fast zusammenstoßen.

„Er hat unsere Ehe nicht zu gestalten gewußt", denkt die Frau und hebt die schmalen Augenbrauen mit überheblicher Bewegung.

Das wortlose Gespräch wird mit scheelen Blicken und halb zornigen, halb spöttischen Mienen noch fortgesetzt, bis sie das Ende des Weges erreichen. Sie betreten den Ausflugsgarten und lassen sich an einem Tische am Balkenzaune nieder, der den Garten von der Anlegestelle der Dampfer trennt.

Ein alter Kellner mit ergrautem Haar und faltenreichem Gesicht bedient sie. Er fragt höflich nach ihren Wünschen und bringt eilfertig den Kaffee. Dann bleibt er abwartend, unschlüssig stehen und sieht die beiden aufmerksam zu.

Schließlich sagt er: „Das ist aber nett von den Herrschaften, wieder einmal hierher zu kommen. Nach so langer Zeit!"

Der Mann sieht überrascht auf. „Ich verstehe Sie nicht!" sagt er unwillig.

Der Alte schluckt mehrmals, ehe er halb väterlich begütigend, halb unterwürfig unter fortgesetzten Verbeugungen antwortet: „Vor vier Jahren waren die Herrschaften doch ständig hier zu Gast, beinahe jede.. Sonntag im Frühling und im Sommer und auch im Herbst."

Die Frau sieht starr auf ihre Kaffeetasse herab, der Mann macht eine ungeduldige Handbewegung, doch der Alte läßt sich, einmal ins Reden gekommen, nicht mehr unterbrechen. „Ja, ja, die Zeit war wohl damals nicht ganz so schwer", fährt er fort. „Die Herrschaften waren damals noch nicht verheiratet?" Die Frau nickt unmerklich, der Mann trommelt mit dem Kaffeelöffel nervös gegen seine Tasse. „Ja, ja, der alte Baumann hat ein gutes Gedächtnis. Er weiß noch ganz genau, daß der Herr die gnädige Frau Anni nannte und sie ihn Hannes. Hab ich recht?"

Wieder nickt die Frau dem Alten zu, dann senkt sie den Blick und atmet schwer. „Wie lange hat er mich schon nicht mehr Anni genannt?" denkt sie.

Der Mann läßt bei den letzten Worten des Kellners den Löffel klirrend fallen. „Das ist schon lange her, daß sie mich Hannes nannte", denkt er und blickt seine Frau unter hochgezogenen Augenbrauen verstohlen an. Laut sagt er, den Ton mildernd: „Ich möchte gleich zahlen!" und legt ein Geldstück auf den Tisch.

Der Alte nimmt es und zählt das herauszugebende Geld auf den Tisch, doch der Mann nimmt es nicht. Er schiebt es ihm wieder zu und sagt: „Stimmt schon so!"

Der Kellner dankt verlegen und streicht das Geld mit zittrigen Händen ein. Dann zieht er sich zurück, undeutliche Worte murmelnd und sich verbeugend.

Hans und Anna sind wieder allein. Sie sitzen sich am weißgedeckten Tische gegenüber. Durch das dünne Laub der Bäume scheint die klare Herbstsonne hell auf ihren Tisch. Während sie den Kaffee bedächtig trinken, schweifen ihre Gedanken zurück. Die Worte des alten Kellners haben sie aufgerüttelt, sie spüren in der Brust ein Stechen und Bohren und Zerren.

Riesengroß steht plötzlich die Vergangenheit vor ihnen auf und sieht sie an. Jetzt erst werden sie gewahr, wo sie sind. Jeder Baum und jeder Weg kommen ihnen bekannt.

Verstohlen mustern sich Hans und Anna. Immer mehr entspannen sich ihre Gesichter. Die herben Züge lösen sich ganz in weiche Linien auf. Es ist ihnen, als ob sie mit jedem Blicke einen großen Stein aus jener Mauer brechen, die vorhin zwischen ihnen aufgerichtet schien.



Einmal treffen sich ihre Blicke. Anna senkt die Augenlider und sieht ernst vor sich hin. Hans betrachtet sie noch einen Augenblick und wendet sich dann wieder seinem Kaffee zu.

Als ihre Blicke dann abermals ineinandergehen, da lösen sie sich nicht wieder voneinander. Jeder versucht, in den Augen des anderen das Innere zu ergründen.

Dann gehen sie. Als er zur Gartentür voranschreitet, denkt sie: „Er ist doch ein richtiger Mann geworden, breit und fest."

Dann steigt sie vor ihm die Stufen hinab, die zum Uferwege hinunterführen. „Wie mädchenhaft sie noch ist, in Gang und Bewegung", denkt er und fühlt, wie eine heiße Welle von Zärtlichkeit durch | Adern pulst.

Auf dem Uferwege gehen sie wieder nebeneinander. An einer kleinen Bucht bleiben sie stehen. Jetzt sehen sie auch das Laub der Bäume, das im Sonnenlicht nur aus kleinen, lodernden Flammen zu bestehen scheint, atmen die Düfte des Waldes und des Wassers, hören das unaufhörliche Geplätscher der Wogen und die hellen Stimmen der Vögel. Jetzt wissen sie auch, daß sie diesen Weg zwischen Wald und See einst oft geschritte· sind, selig ineinander versunken und sich fest an den Händen haltend.

Die Brust wird ihnen fast zu eng. Glanz und Freude liegen in ihren Augen, als sie sich einander zuwenden.

„Hannes!" flüstert sie zärtlich.

„Anni!" ruft er laut und umfaßt sie stürmisch.

Hand in Hand wandern sie den schmalen Uferweg weiter.

Wer kennt die Stimme?

Von

O. Th. Kropsch

„Hier ist der Deutschlandsender Königswusterhausen mit allen deutschen Sendern, angeschlossen Radio Wien mit den österreichischen Sendern, der schweizerischen Landessender Beromünster und der Sender Johannesburg in der südafrikanischen Union.

Meine Damen und Herren! Wie Ihnen durch Zeitungsmeldungen und im Rundfunk bereits mitgeteilt wurde, bitten wir Sie, uns heute bei einem eigenartigen Versuch zu unterstützen. Ein Mann, der angibt, sein Gedächtnis verloren zu haben, wird jetzt die Ergebnisse der behördlichen Nachforschungen über seine Person verlesen und wir hoffen, daß sich jemand unter unseren Hörern befindet, der den Mann nach seiner Stimme erkennt. Ladies and gentlemen . . ." Der Sprecher wiederholte nun seine Ansage für den afrikanischen Sender in englischer Sprache und dann vernahm man eine tiefe, angenehme Stimme:

„Am 14. März, zwei Tage nach der Ausfahrt aus dem Hafen von Kapstadt, fand man mich an Bord des deutschen Handelsschiffes „Oldenburg". Da ich meiner Aussprache nach, sowie auf Grund aller anderen Merkmale Deutscher war und außerdem halbverhungert, so gab der Kapitän meinen Bitten nach und nahm mich mit nach Hamburg. Schon nach den ersten Tagen an Bord war ich wieder wohlauf und arbeitsfähig, nur mein Gedächtnis hatte ich vollkommen verloren und konnte beim besten Willen die Fragen des Kapitäns nach meinem Namen und meiner Herkunft nicht beantworten. Begreiflicherweise mißtraute man dieser Behauptung, und da ich auch keinerlei Ausweispapiere hatte, übergab mich der Kapitän in Hamburg pflichtgemäß den deutschen Behörden. Man hielt mich zunächst für einen Verbrecher, der das verlorene Gedächtnis nur vortäuschte, um sich einer drohenden Strafe zu entziehen. Doch die Nachforschungen in dieser Richtung ergaben nicht den geringsten Anhaltspunkt für die Richtigkeit dieser Annahme. Bei keiner der vielen Polizeidirektionen des In- und Auslandes, an die man meine Lichtbilder und Fingerabdrücke sandte, war etwas von mir bekannt. Um meinen Geisteszustand zu überprüfen, brachte man mich in eine Heilanstalt bei Berlin. Durch die monatelange sorgsame Behandlung fühle ich mich nun so weit gebessert, daß ich meinen Namen, wie mit großen Lettern geschrieben, oft vor mir zu sehen glaube. Aber immer dann, wenn ich ihn ablesen will, verschwimmen die Buchstaben und werden blasser, so daß ich sie nicht mehr deutlich erkennen kann und wieder in die quälende Ungewißheit über mich selbst zurückfalle. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß, wenn es mir einmal gelänge, die Buchstaben zu lesen, oder mir jemand meinen Namen zuriefe, ich wieder im vollen Besitz meines Gedächtnisses und damit geheilt wäre . . . Und so kamen die Aerzte auf den Einfall, mich im Rundfunk aller deutschen Länder und auch in dem der südafrikanischen Union, wo ich mich zuletzt aufhielt, sprechen zu lassen, um es auf diese Art vielleicht doch zu ermöglichen, daß mich jemand an meiner Stimme erkennt. Ich danke Ihnen, meine Damen und Herren, für Ihre Aufmerksamkeit und hoffe, daß der Versuch gelingt."

Schon nach zwei Tagen lief beim Polizeipräsidium in Berlin ein Funkspruch der englischen Behörden aus Kimberley ein, der bestimmte Nachforschungen in Dortmund verursachte. Noch in derselben Nacht lagen die Ergebnisse vor und eine Kommission begab sich in die Heilanstalt, um in Begleitung des leitenden Arztes den Mann ohne Gedächtnis in seiner Zelle aufzusuchen. Der Chefarzt näherte sich vorsichtig dem Schlafenden, beugte sich zu seinem Ohr und sagte mit leiser, aber deutlicher Stimme: „Friedrich Höfinghoff!"

Der Erfolg war überraschend. Mit einem Ruck saß der Kranke aufrecht und starrte den Arzt an. Dann bewegte er seine Lippen und versuchte, schwerfällig wie ein Taubstummer, den Namen nachzusprechen. Plötzlich ging ein heller Schein über seine Züge und mit einem glücklichen Lächeln sagte er: „Friedrich Höfinghoff . . .? Ja . . . ja . . das bin ich . . . ich!"

Nun traten die Polizeibeamten vor und befragten ihn nach dem Ort und Tag seiner Geburt, nach seinen Eltern usw. Der Mann gab klare Antworten, die alle genau mit den Ergebnissen der polizeilichen Nachforschungen übereinstimmten. Er stammte aus Dortmund und war nach dem Tode seiner Eltern knapp vor Kriegsausbruch nach Deutsch-Südwestafrika gegangen. Bei einem Gefecht wurde er verwundet und gefangen, es gelang ihm aber zu entfliehen; jahrelang lebte er bei einem Negerstamm. Später fand er Arbeit in den Diamantminen und erwarb durch geschickte Verwendung seiner Ersparnisse ein kleines Vermögen, so daß er endlich daran denken konnte, seinen heißesten Wunsch zu erfüllen und wieder in die Heimat zurückzukehren. Seine letzte Erinnerung war die, am Abend vor seiner geplanten Abreise in Gesellschaft eines ihm unbekannten Mannes gezecht und aus Freude über die bevorstehende Heimkehr vielleicht etwas über den Durst getrunken zu haben . . .

Dann riß seine Erinnerung ab. Wahrscheinlich war nun der Wunsch, die Heimat wiederzusehen, selbst im Unterbewußtsein so stark, daß es ihn dazu trieb, sich in Kapstadt auf die „Oldenburg" zu schmuggeln, wo er dann gefunden wurde.

Da seine Angaben auch der strengsten Ueberprüfung standhielten, war kein Grund mehr, ihn weiter festzuhalten. Man behielt ihn aber aus Vorsicht und auch auf seinen eigenen Wunsch noch so lange in der Anstalt, bis seine Angelegenheit vollkommen geordnet war. Schon nach wenigen Tagen erfolgte die restlose Aufklärung des geheimnisvollen Falles. Außer den Behörden hatten sich auch die Zeitungen der Sache angenommen und brachten nun ausführliche Berichte über dieses moderne Märchen.

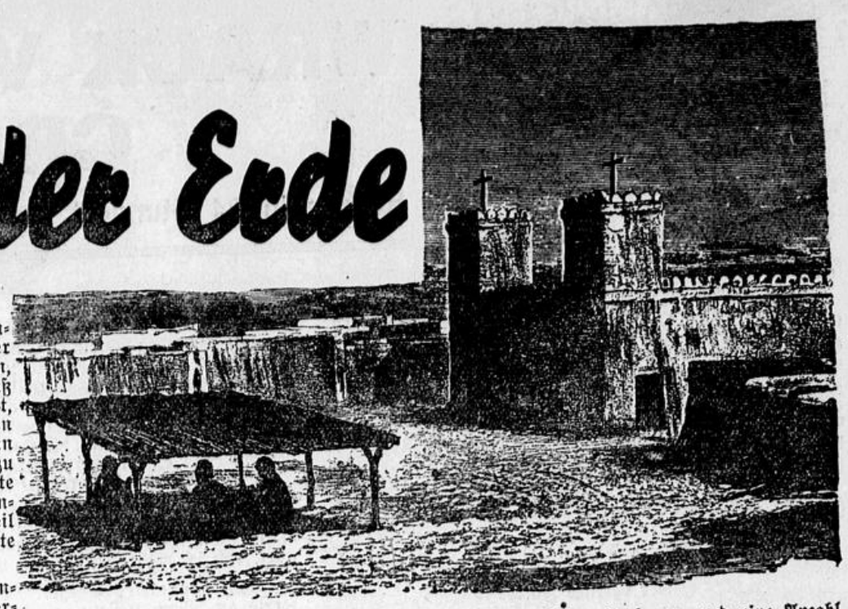
Die Gäste einer kleinen Schenke in der Umgebung von Kimberley lauschten gerade der Uebertragung aus Deutschland, als ein Mann mit einem Hund die Stube betrat. Sowie das Tier die Stimme aus dem Lautsprecher hörte, spitzte es die Ohren und sprang dann mit einem Freudengebell auf das Gerät zu. Weder die Befehle, noch ein Fußtritt seines Herrn konnten ihn von seinem sonderbaren Benehmen abbringen. Die Gäste waren aufmerksam geworden und ein zufällig anwesender Polizeibeamter ließ sich mit dem Fremden in ein Gespräch ein und forderte ihn, da er ihm verdächtig vorkam, zur Ausweisleistung. Der Mann zeigte einen deutschen Paß auf den Namen Friedrich Höfinghoff. Bei näherer Untersuchung erwies sich, daß der Paß zwar echt, das Lichtbild aber vertauscht war. Nun wurde der Fremde verhaftet und als langgesuchter Betrüger erkannt. Es war ein verkommener französischer Arzt, der seit Jahren in Afrika von verschiedenen Gaunereien lebte. Er legte bald ein volles Geständnis ab. Durch die vertrauensvolle Erzählung Höfinghoffs, den er zufällig kennen lernte und den das Glück der baldigen Heimreise und der Alkohol gesprächig gemacht hatten, war er auf den Gedanken gekommen, dem Deutschen seine Ersparnisse abzunehmen. Bei einem Batunegerstamm hatte er ein „Zaubermittel" kennen gelernt, das aus einer bestimmten, an der Sonne gerösteten Käferart bereitet wurde und schwere Bewußtseinsstörungen hervorrief. Das schüttete er Höfinghoff in den Wein und ließ ihn dann ausgeplündert in einem Straßengraben liegen. Den Hund, der ihm gut gefiel und der durch sein enges Halsband wehrlos war, nahm er mit. Nun war ihm die Treue dieses Tieres zum Verhängnis geworden. Das restliche Geld, das man bei dem Franzosen fand, wurde Höfinghoff überwiesen und der nächste Dampfer brachte auch das brave Tier wieder zu seinem Herrn.

Bier schon in der jüngeren Steinzeit

Bei einer Grabung in einer steinzeitlichen Siedlung bei Nähermemmingen (Bayr. Bezirksamt Nördlingen), die der Spiral- Mäanderkultur der zweiten Hälfte des dritten Jahrtausends v. Chr. angehört, fand man neben starken Siedlungsspuren, einer großen Anzahl von Gefäßen, Steinbeilen, Hornsteinwerkzeugen usw. auch zwei Tonscherben, die von einer kohligen, fettig-glänzenden Masse bedeckt waren. Prof. Dr. Grüß Berlin, untersuchte diese Reste und bestimmte sie als die Reste eines Bierbrotes, dessen Herstellung man sich wohl so ähnlich zu denken hat, wie sie auf altägyptischen Reliefs dargestellt ist: Das Getreide wurde zuerst angefeuchtet, dann Hefe in den Teig gemengt, dieser in rohe Stücke geformt und leicht angebacken. Dann wurden die Brote in Stücke zerbrochen, man goß Wasser hinzu und ließ sie einige Tage gären. Die gegorene Masse wurde dann in ein Korbsieb gefüllt und dieses auf einen Tontopf gelegt, in den man die mit den Händen geknetete Substanz hineintropfen ließ. Aus der Jungsteinzeit ist die Auffindung solcher Reste, die auf eine Bierbereitung hindeuten, neu, Prof. Grüß hatte ähnliche Reste bisher nur in einem germanischen Wisenttrinkhorn des ersten Jahrhunderts n. Chr. aus einem Fund von Shubstarp (Kreis Hadersleben) festgestellt. Die Bierbereitung ist bei unseren Ahnen demnach schon sehr frühzeitig geübt worden.

Die ungelösten Rätsel der Erde

Das Geheimnis der Laht-Säule – Dunkel um Shakespeares Grab



Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt." Nicht von den Mysterien des Lebens und Todes, nicht von den ewig unergründlichen Gesetzen des Universums, nicht von den letzten Geschehnissen der Mathematik und der Atomforschung soll hier die Rede sein, sondern von höchst greifbaren, mit den fünf Sinnen wahrnehmbaren Dingen, Menschen und Werken von Menschenhand, für die sich trotz jahrzehnte-, oft jahrhundertelanger Studien keine Erklärung finden ließ.

Jede Wissenschaft kennt Hunderte von ungelösten Fragen, rastlos arbeitet die Menschheit, der die Freude am Geheimnisvollen angeboren ist, an der Beobachtung chemischer Vorgänge, an der Aufklärung medizinischer und naturwissenschaftlicher Mysterien und an der Enträtselung geheimnisvoller Begebenheiten aus der Geschichte. — Wer erklärt den unbegreiflichen Ortssinn der Tiere? — Wer vermag zu beweisen, daß es den sagenhaften Erdteil Atlantis zwischen Amerika und Europa in Wahrheit gegeben hat? — Wer findet die korrekt wissenschaftliche Erklärung für die Tatsache, daß der aztekische Kalender der Ureinwohner von Mexiko eine große Aehnlichkeit mit dem alten chinesischen aufweist? — Wer löst endlich das Geheimnis des Sargasso-Meeres mit seinen schwimmenden Tanginseln, in denen angeblich Tausende von Wracks modern sollen?

Erst kürzlich begann wieder eine Expedition den geheimnisvollen Spuren der sogenannten „Kreta-Kultur" nachzugehen; eine Expedition, die bisher schon wertvolles, neues Forschungsmaterial zutage förderte. Die „knossische" oder „minoische" Kultur und Kunst wurde im Jahre 1900 durch einen englischen Forscher auf Kreta entdeckt. Der riesige „Palast der Minos" zeigte guterhaltene Ueberreste der Kultur eines Volkes, von dessen Existenz man bis daher keine Ahnung hatte. Die aufgefundenen Kunst- und Kulturdokumente erinnern weder an ägyptische, noch an griechische Kultur. Herrlich farbenprächtige Vasen, Ornamente und eine Bibliothek mit Hunderten von Schrifttafeln ließen sich auf keinen der Kunstgeschichte bekannten Ursprung zurückführen. Vielmehr zeigten die Reliefs vielfach Darstellungen von Frauen, deren Tracht — Löckchenfrisur und Volantsröcke — an die Mode — von 1880 erinnerte. Die Schriftzeichen der knossischen Kultur zu entziffern, ist bis zum heutigen Tage unmöglich gewesen; wir wissen nicht mehr, als daß die Kultur der Ureinwohner Kretas unbedingt so hoch stehend wie die der Aegypter war.

Wer errichtete die „Laht-Säule" in Delhi? Aus reinem Schmiedeeisen ragt sie sechs Meter über dem Boden auf, und Grabungen in die Erde, ihrem Wurzelschaft nach, haben bis zu sieben Meter Tiefe noch nicht das Ende der Säule erreicht. Das größte Geheimnis aber ist, daß die Säule niemals rostet und daß, nach Aussagen von Fachleuten, die Herstellung eines derartigen Kunstwerkes aus nichtrostendem Stahl — einer Erfindung der letzten Jahre — heutzutage nur mit Schmiedehämmern modernster Konstruktion möglich wäre. Zu welchem Zweck wurde die Säule — man vermutet etwa um 900 vor Christi — errichtet? Ueber welche rätselhaften Maschinen verfügten die alten Inder? Noch heute steht sie, unberührt durch den Vernichtungstrieb der Jahrhunderte, ein hochverehrtes Heiligtum in der Stadt der Hindus, ein ewiges Mysterium.

Sind die gewaltigen Steinbilder auf Rapuni, der verlassenen Osterinsel in der Südsee, Tausende von Kilometern entfernt von jeder menschlichen Ansiedlung, Grabdenkmäler ehemaliger Völker? Mehrere Hundert von unheimlichen Köpfen, deren größter 23 Meter mißt, und die erstmalig von einem holländischen Kapitän im Jahre 1722 entdeckt wurden, liegen in den verschiedenen Teilen der Insel verstreut. Die jetzigen Eingeborenen, in ihrer Kultur ein primitives Volk und fern jeder Kunst, erinnern auch den Gesichtszügen nach keineswegs an die großen Plastiken. Nur in ihren Sagen scheinen sich Reste eines uralten Vogelkultes erhalten zu haben, denen die gigantischen Figuren geweiht gewesen sein sollen.

Auch um das Leben und Sterben einzelner Menschen ist geheimnisvolles Dunkel gewoben.

Ein Geheimnis liegt über dem Grab Shakespeares in der Kirche in Stratford on Avon, auf dessen Steinplatten eingemeißelt eine Inschrift dem Frevler, der es wagen sollte, Hand an die Gruft zu legen, großes Unheil verheißt. Man vermutet, daß der Sarkophag wichtiges Material enthält, das zur Aufklärung des Lebens des großen Dichters beitragen könnte; aber als man vor einigen Jahren die Marmorplatten zu heben gedachte, protestierte die gesamte Oeffentlichkeit Englands gegen die „Leichenschändung", die im Grunde ja das Gegenteil bezweckte. Und das Grab blieb bis heute geschlossen.

Ganze geheimnisvoll mystische Legendenkreise umspinnen Persönlichkeiten wie Hermes Trismegistos, Theophrastus Paracelsus, den „Mann mit der eisernen Maske", den Grafen von Saint Germain. Die meist umstrittene Erscheinung der letzten zwei Jahrhunderte war aber zweifellos Kaspar Hauser, jener sonderbare Findling, der am 16. Mai 1828 erstmalig in Nürnberg auftauchte und im Dezember 1833 in Ansbach ums Leben kam. Wer Kaspar Hauser in Wirklichkeit gewesen ist und wie sein eigenartig dunkles Leben verlief, wird man wohl niemals mehr einwandfrei festzustellen vermögen.

Auch die Persönlichkeit des „Mannes mit der eisernen Maske", der im Jahre 1703 in den schauerlichen Verließen der Bastille starb, ist niemals klar erkannt worden. Wer war der Mann? Der Vater Ludwigs des Vierzehnten? Ein unehelicher Sohn desselben Königs, ein älterer Zwillingsbruder Ludwigs? Der Herzog von Vermandois, der einstmals dem Dauphin eine Ohrfeige gegeben haben soll und für dieses Verbrechen lebenslänglich die eiserne Maske tragen mußte? Ritter, unliebsame Rivalen am Königshofe, ein ungetreuer Finanzmann? Wer der unheimliche Verließbewohner war, wird nicht mehr nachzuweisen sein, da alle Forschungsunterlagen fehlen.

Geheimnisse und Rätsel überall. Trotz aller Fortschritte der Technik, trotz staunenerregender Erkenntnisse der Wissenschaft müssen wir mit Faust sagen: „Und sehe, daß wir nichts wissen können!"

E. W.

Hannibal, Du mußt in die Kirche

Das Schicksal des Erfinders unseres Filmstreifens

Raymond Goodwin starb in New York. Ein Mann, der sich durch nichts auszeichnete und der gewiß keiner journalistischen Erwähnung gewürdigt würde, wäre er nicht durch Zufall der Enkel von Hannibal Goodwin gewesen, jenes seltsamen Mannes, der Pastor und zugleich Erfinder des heute allbekannten Filmstreifens war.

Man sagt, er sei ein Hüne gewesen, der Hannibal Goodwin, beamteter Pfarrer der Gemeinde Newark in New Jersey, ein Hüne mit wallendem weißen Bart und einem unerschütterlichen Optimismus. Seltsame Interessen hatte er schon immer — sagt man. Er liebte es, seine Gemeindekinder am Sonntag um sich zu versammeln und ihnen Vorträge zu halten über die Wunder der Welt im allgemeinen und die Schönheit der Erde im besonderen. Er zeigte den staunenden Zuhörern dabei selbstgemachte Aufnahmen von weiten Reisen.

Hier — so erzählt man — sei der Keim einer großen Erfindung zu suchen. Denn der alte Pfarrer Goodwin fand die Glasplatten, die man ehemals ausschließlich zum Photographieren verwendete, recht unhandlich und faßte den Vorsatz, die Negative aus einem handlicheren, biegsamen Stoff anzufertigen. Nun hatte Goodwin wirklich nicht viel aus der Schulzeit von der Chemie behalten — was ja auch nicht zu verlangen war —, aber er machte sich mit eiserner Energie ans Werk, richtete einen kleinen Nebenraum im Pfarrhaus als Laboratorium ein und fing dort ein heftiges Experimentieren an.

Die gute Frau Pfarrer, die fest von den ungewöhnlichen Fähigkeiten ihres Gatten überzeugt war, fühlte sich oftmals gezwungen, durch einen Türspalt in die brodelnde Werkstatt zu rufen: „Hannibal, du mußt ja in die Kirche!" Denn der Herr Pfarrer vergaß im Eifer der Erfinderleidenschaft fast seine amtlichen Pflichten. Nicht selten — so sagt man — blickten die andächtigen Gemeindekinder mit Verwunderung zur Kanzel auf, allwo der Herr Pfarrer mit lebhaften Gesten und — schwarzverbrannten Fingern das Wort Gottes auslegte.

Leider ging die Sache mit der Erfindung nicht so rasch vorwärts, wie Goodwin selbst es sich vorgestellt hatte. Er versenkte sich tiefer und tiefer in seine Experimente, er verwies glückliche junge Ehepaare und Eltern, die Aufgebote und Taufen bestellen wollten, an jüngere Kollegen, und da überdies die Versuche eine Unmenge Geld verschlangen, zog bald die Not ins Pfarrhaus ein.

Endlich, endlich konnte der weidlich verspottete Hannibal seine Erfindung zum Patent anmelden; dieses Patent wurde ihm auch tatsächlich im Jahre 1877 bewilligt. Hannibal glaubte das Ziel seines Lebens erreicht zu haben, als — das Schicksal einen Strich durch seine Rechnung zog. Die wohlbekannte Eastman Codak Co. zweifelte die Gültigkeit des Patents an und behauptete, selbst nach dem gleichen System schon längere Zeit zu arbeiten. Geld zum Prozessieren hatte Hannibal wirklich nicht. Er verkaufte daher sein Patent der Ansco Co. gegen eine kleine Barsumme und eine Anzahl nicht sehr wertvoller Aktien, und die Gesellschaft strengte den erforderlichen Prozeß an. Und dieser Prozeß lief, lief — —

13 Jahre darauf starb Hannibal Goodwin, ohne einen Erfolg seiner Arbeit erlebt zu haben. Erst geraume Zeit später hätte der enttäuschte Erfinder die Freude erlebt, gerechtfertigt zu sein durch die Entscheidung des Gerichtes, die die Eastman Co. zu 25 Millionen Dollar Entschädigung verurteilte wegen Verletzung der Patente. Auf den Aktienanteil der Witwe Hannibal Goodwins entfielen 8 Millionen Dollar.



Die technischen Ausmaße
einer modernen Filmaufnahme hat sich wohl „Hannibal" nicht träumen lassen . . .

Unglaubliche Geschichten

Flitterwochen ohne Kino —
unmöglich!

Der Herzog und die Herzogin von Kent, das englische Brautpaar, dessen Hochzeitsfeierlichkeiten die ganze Welt verfolgte, haben ihre Flitterwochen auf Schloß Himley Hall verlebt. Dort ritt und jagte man, spielte und musizierte und freute sich des Lebens. Doch eine kleine Trübung erfuhr die Freude — man vermißte ein Kino! So wurde denn in größter Eile in einem der Säle ein wunderbares Heimkino eingebaut, in dem die Jungvermählten, wie kundige Reporter zu erfahren wußten, in zehn Tagen 38 Stunden verbrachten, wobei 70 000 Meter Filmband gezeigt wurden . . .

Der Millionär
ohne Auto!

In New York verstarb John Andrews, der zu den 15 reichsten Männern der Vereinigten Staaten gehörte. Er wurde 93 Jahre alt und arbeitete bis zu seinem Tode Tag für Tag in seinem Büro. Er galt als Sonderling, weil dieser Mann, der 100 Millionen Dollar hinterließ, sich zeitlebens selbst die Schuhe putzte, niemals ein Auto besaß und stets die Untergrundbahn benützte. Der einzige „Luxus" seines Lebens war ein Mausoleum, das er sich selbst zu Lebzeiten für 300 000 Dollar errichten ließ. „Sparsamkeit ist der einzige gerade Weg zum Reichtum", war sein Wahlspruch. Dennoch war er nicht geizig, sondern gab große Summen für wohltätige Zwecke.

Die wirklich vollkommene Frau
gibt ihr Alter zu!

Eine dänische Zeitschrift hat als Ergebnis einer Umfrage das Problem gelöst, wie denn die wirklich vollkommene Frau beschaffen sein müsse. Also: sie darf von ihren abwesenden Freundinnen nur Gutes sprechen. Sie wird keinen Wert darauf legen, das letzte Wort in Debatten zu haben. Sie darf sich nicht für Klatsch interessieren und muß es verstehen, mit freundlicher Gelassenheit ihr wirkliches Alter anzugeben! Wir wissen es also nun endlich ganz genau . . .

Darf der Postmeister
die Uhr vergessen?

Das kleine englische Städtchen Bakewell hat seine „Sensation", einen Streitfall, der bis vors Unterhaus in London gelangte. Der Tatbestand ist folgender: Seit Menschengedenken befindet sich die Normaluhr der Stadt am Postamt, einem Eckhaus, und zwar auf der dem Marktplatz zugekehrten Seite. Ganz Bakewell richtete sich danach. Eines Tages kam der Postmeister auf den Einfall, daß die Uhr eigentlich und von Amts wegen über den Briefkasten gehört. Und er ließ die Uhr versetzen, von der Marktseite fort um die Ecke über den Briefkasten in einer Seitenstraße. Von diesem Augenblick an wurde ganz Bakewell unpünktlich. Niemand erreichte mehr rechtzeitig die Züge, keiner kam pünktlich zur Arbeit und im Büro und wegen verpaßter Stelldicheine gingen drei totsichere Verlobungen auseinander. Die Abgeordneten des Unterhauses werden, wenn sie sich von ihrer Heiterkeit erholt haben, die schwerwiegende Frage zu entscheiden haben, ob ein englischer Postmeister die Normaluhr versetzen darf . . .



WRACK VOR CRAVERLEY

Roman in 24 Stunden ◆ Von Jefferson Farjeon



(22. Fortsetzung und Schluß)

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

„Ich möchte mich über diesen Punkt noch nicht äußern", sagte De Lorm. „Ich telegraphierte Mr. Sefton, sofort nach Craverley Point zu kommen und die Schiffsrisse mitzubringen. Die Bande hat aber — vermutlich durch Luigi von dem Telegramm Wind bekommen. Als Sefton im Mermaid ankam, war sein Gepäck verschwunden. Durch einen glücklichen Zufall gelang es mir, seine Koffer wiederzufinden."

„Wo?" fragte Morley interessiert.

„In Ihrem Zimmer, verehrter Herr", erwiderte De Lom grinsend.

XXXV.

Der ehrliche Finder

„In meinem Zimmer?" fragte Morley verblüfft.

„Allerdings, im Schrank."

„Ja, warum teilten Sie mir das nicht mit? Ich muß Ihnen sagen, Mr. De Lorm, daß ich Ihr Vorgehen unbegreiflich finde", sagte zornig Morley und erntete allgemeine Zustimmung.

De Lorm schwieg . . . anscheinend schuldbewußt.

„Um so unbegreiflicher ist Ihr Vorgehen", fuhr Morley wütend fort, „als Sie doch wissen mußten, daß ich seit Jahren mit Sefton befreundet bin. Ich bin sein Studienkollege. Ich hätte sein Gepäck sofort erkannt und in sein Zimmer bringen lassen."

Sefton wandte sich an De Lorm. „In der Tat, Mr. De Lorm, Sie haben einen faux pas begangen. Es war nicht nötig, einen meiner Freunde, einen Ehrenmann, vor den Kopf zu stoßen."

„So bitte ich um Entschuldigung", sagte De Lorm kurz. „Ich wußte jedenfalls, daß sich das Gepäck Zimmer Mr. Morleys befand . . ."

„Woher wußten Sie das?" fragte Sefton.

„Sie hatten mich, Mr. Sefton, ersucht, nach Ihrem Gepäck zu sehen. Vom Salon aus sah ich zufällig meinen verdächtigen Freund Luigi, als er Ihren Koffer in Mr. Morleys Zimmer schleppte. Miß Fyne war in ihrem Büro, die Gäste spielten Tennis. Kurz entschlossen nützte Luigi die günstige Gelegenheit aus."

„Und warum hat Luigi das Gepäck gerade in mein Zimmer gebracht?" fragte Morley.

„Weil Sie ihm den Auftrag erteilt haben, Mr. Morley."

Erregt sprang Morley auf, mit ihm erhoben sich alle Anwesenden.

„Wofür halten Sie mich?" schrie Morley mit wutbebender Stimme den gleichmütigen De Lorm an.

„Ich halte Sie für den Mörder Andersons, den Mörder Nicrofts, den Komplicen Nicrofts, Smiths und Joes beim Versicherungsbetrug, den Entführer Fynes . . ."

„Er ist verrückt geworden!" tobte Morley. „Sefton, nimm mich gegen die Beleidigungen deines Angestellten in Schutz. Du wirst doch bestätigen . . ."

„Zunächst dürfte es das wichtigste sein", sagte De Lorm zum Inspektor gewandt, „daß Sie Mr. Morley Handschellen anlegen. Er könnte sonst auf dumme Ideen kommen."

Er hatte die Worte noch nicht beendet, als Morley zum Fenster stürzte. Die eiserne Faust des Sergeanten hielt ihn zurück. „Sie haben Ihren Freund Luigi doch selbst von dem unsinnigen Versuch abgehalten. Und jetzt wollen Sie dasselbe machen?" meinte er freundlich und ließ die Fesseln um Morleys Handgelenke schnappen. — —

„Ich hoffe, daß Sie mir die dramatische Szene nicht übel nehmen", sagte De Lorm in die lähmende Stille hinein. „Ich habe eben eine Vorliebe für dramatische Aktschlüsse . . . Ich hätte ja unseren Freund Morley durch Inspektor Root verhaften lassen können, aber eine solche banale Lösung widerstrebt mir. Ich bin eine künstlerische Natur. Ich wollte Sie auch nicht darum bringen, Zeugen dieser Szene zu sein."

Sefton fand als erster die Sprache wieder. „Morley, du? Um Himmels willen!"

„Es ist vom künstlerischen Standpunkt wichtig", fuhr De Lorm in seinen Gedankengang versponnen fort, „eine solche Sache nicht nur aufzuklären, sondern den Knoten auch dramatisch zu lösen. Ich bin kein zu nüchterner Sachlichkeit verpflichteter Kriminalbeamter wie Sie, Mr. Root, ich habe deshalb auch ein Recht, meine Freude an Effekten sich ausleben zu lassen . . ."

„Morley", wiederholte erschüttert Sefton.

„Morley, ist's möglich? Donnerwetter! Donnerwetter!" murmelte verstört Brandy, dessen Horizont der Ausgang der Angelegenheit überstieg. Sogar dem Inspektor hatte es die Rede verschlagen.

Nur Mirronneau war nicht berührt. Stumpfsinnig hockte er in seiner Ecke.

De Lorm wies auf ihn: „Dieser Mann hier ist das bemitleidenswerte Opfer. Man hat ihn teuflisch um den Verstand gebracht."

„Erzählen Sie", riefen Jessica und Beryl.

„Fahren Sie fort!" sagte majestätisch der Inspektor.

„Ich hoffe, Mr. Morley, daß Sie mich bei meinem weiteren Bericht nicht Lügen strafen werden", lächelte De Lorm liebenswürdig den störrischen Verbrecher an. „In Kleinigkeiten können Sie mich ja korrigieren."

„Hol Sie der Geier! Sie ekelhafte Qualle", war die ebenso liebenswürdige Antwort.

„Ich habe vorhin — mit Absicht, wie gesagt aus künstlerischen Gründen — einige Kleinigkeiten zu erzählen vergessen. Zwischen Morley und Luigi bestand ein diskretes, sozusagen verschwiegenes Verhältnis. Seit Luigi Mr. Seftons Gepäck gestohlen hatte, war er für mich ein sehr zweifelhafter Kumpan. So leid es mir tut, muß ich auch Sie, Mr. Morley, mit diesem unangenehmen Titel bedenken, denn eine halbe Stunde später drückten Sie Luigi Ihre Zufriedenheit in klingender Münze aus. Daß ich diese kleine Episode beobachtete, ist das Verdienst Ihres Kompagnons, der mich ständig umschnüffelte. Ich mußte mich also mit derselben Methode revanchieren, ich glaube aber, daß ich mehr Glück dabei hatte."

„Du verfluchter Spitzel!" schrie Morley erbost und zerrte an seinen Fesseln.

„Als die Leiche Nicrofts vom Schuhputzer gefunden wurde und kurz darauf wieder verschwand, wußte ich Bescheid. Morley, Sie haben Ihren Geschäftspartner umbringen lassen, um . . ."

„Seinen Geschäftspartner?" rief Sefton aus.

„Ach so . . . Ich bringe alles durcheinander. Ich vergaß Ihnen nämlich zu sagen, daß der Reeder Nicroft nur ein Strohmann Morleys war. Ich habe mich ein wenig nach Ihren persönlichen Verhältnissen erkundigt, verehrter Mr. Morley, und ich hoffe, daß Sie mir diese Indiskretion nicht verübeln werden. Dabei erfuhr ich ganz interessante Sachen. Es stimmt, daß Sie mit Mr. Sefton von der Schule her befreundet waren. Später machten Sie sich aber bei der Polizei etwas unbeliebt — Schulden und . . . na, sagen wir — verwechselte Unterschriften und ähnliche Geschäfte haben Sie ins Gefängnis gebracht. Als Sie von Ihrer langen Reise zurückkehrten — irre ich mich nicht, so waren Sie für mehrere Jahre nach einem angenehmen Ort verreist, wo man Sie so liebte, daß man Sie nicht wegließ, nahmen Sie das Leben eines ehrenhaften Gentlemans wieder auf. In Wirklichkeit hatte Sie gerade Ihre Bekanntschaft mit Mr. Sefton auf die Idee gebracht, an seiner Gesellschaft einen großen Raubzug zu verüben. Es sind dies zwar nur Kombinationen, lieber Mr Morley, aber ich hoffe, daß Sie sie mir authentisch bestätigen werden."

Morley schwieg. Nur seine Augen sahen haßerfüllt den milden Alten an.

„Es freut mich, daß meine Ausführungen Ihren Beifall finden", fuhr De Lorm fort. „Anerkennung für einen Künstler ist heutzutage so selten, daß man fast verzweifeln könnte . . . Im übrigen wissen Sie ja, daß die Nachforschungen der Polizei auch ohne Ihr Zutun meine Annahmen bestätigen werden.

Sie beschlossen also, der Liverpooler Schiffsversicherungs-A. G. größere Geldsummen abzunehmen, ohne sie erst um Erlaubnis zu fragen. Sie gründeten mit Mr. Nicroft zusammen, einem Gentleman, den Sie während Ihrer — hm, Reise — kennen gelernt hatten, die W. T. Nicroft-Schiffahrtsgesellschaft, deren geschäftlicher Zweck weniger in der Beförderung von Passagieren und Waren als in der gewaltsamen Unbrauchbarmachung ihrer Fahrzeuge bestand. Ich will mich milde ausdrücken, um Ihre angegriffenen Nerven zu schonen.

Sie kauften also mehrere alte Kasten, die Sie um einen Pappenstiel erhielten, und versicherten sie recht hoch bei Ihrem Freund Sefton, der natürlich von Ihrer stillen Teilhaberschaft an der W. T. Nicroft-Gesellschaft keine Ahnung hatte. Dann sollte ein Schiff nach dem anderen untergehen. Stimmt doch, edler Freund?"

Morley murmelte einen Fluch, den De Lorm dankend quittierte.

„Alles weitere ist sehr einfach. Nicroft und Sie beauftragten den Kapitän Smith, die „Britannia" an der Küste zwischen Craverley Point und Lunnon sinken zu lassen. Um recht sicher zu gehen, wollten Sie und Ihr Teilhaber das Ereignis an Ort und Stelle abwarten. Damit kein Verdacht erregt werde, quartierten sich Nicroft und sein Sekretär Mirronneau, der ahnungslos war, in Lunnon ein, während Sie das Mermaidhotel beehrten.

Ein widriges Schicksal ließ den schönen Plan mißlingen. Statt ordnungsgemäß zu sinken, lief Ihr Kahn auf einer Klippe auf. Dann erschien ich auf der Bildfläche und bemerkte — wie Ihnen aus meinen Ausflügen klar wurde — das künstliche Leck. Der Betrug war vorbeigelungen. Jetzt hieß es, die Sache zu vertuschen, um die Nicroft-Gesellschaft in keine Unannehmlichkeiten zu bringen. Ich glaube, Sie haben noch einige solcher alter Archen, die Sie auf die gleiche Weise verwerten wollten, nicht wahr?"

Morley gab keine Antwort.

Sie ließen also Nicroft ermorden und die Leiche auf das Schiff bringen, um sie mit dem Wrack in die Luft zu sprengen. Auch Fyne sollte bei dieser Gelegenheit sein Ende finden, möglicherweise auch Mirronneau. Zur Unzeit für Sie habe ich mich dann eingemischt."

„Und was suchten die beiden Verbrecher auf dem Wrack?" fragte Brandy.

„Ach so, gut, daß Sie mich erinnern. Mr. Morley hatte das Rendezvous in Craverley Point mit Smith und Joe nach dem Untergang des Schiffes verabredet, um ihnen sofort an Ort und Stelle eine nicht zu kleine Belohnung auszuhändigen. Wenn nicht alles trügt, hat Mr. Morley, der am 13. August einen harmlosen Ausflug nach Lunnon vorschützte, an diesem Tage das Geld geholt. Als nun die Sache schief ging und das Schiff in die Luft gesprengt werden sollte, vermuteten Smith und Joe mit Recht, daß Sie keine große Lust zeigen würden, mit dem Geld herauszurücken, ja, daß Sie es möglicherweise benützen könnten, um sich ohne Ihre Freunde aus dem Staub zu machen. Und tatsächlich waren Sie eben im Begriff, sich spurlos zu empfehlen, als Mr. Sefton eintraf und Sie bat, noch einige Tage zu bleiben. Um keinen Verdacht zu erregen, mußten Sie wohl oder übel Ihre Abreise verschieben.

„Banditen!" wimmerte Morley.

„Nun, Sie sollen sehen, daß ich Ihr Freund bin", beschwichtigte ihn De Lorm.

Er griff in seine Rocktasche und zog aus ihr Morleys Brieftasche heraus. „Hier sind Ihre tausend Pfund. Ich angelte die Tasche auf dem Wrack aus einem Wasserloch, auf dessen Grund sie wohlverpackt in Segeltuch sicher ruhte. Leider sehe ich mich außerstande, Ihnen Ihr Geld auszuhändigen — denn ich bin überzeugt, daß mein Freund Root bereits längst sein scharfsinniges Auge auf das Geld geworfen hat."

XXXVI.

Jim auf der richtigen Spur

„Ich hielt es für gut, das Geld an mich zu nehmen", meinte De Lorm entschuldigend zu dem tückisch dreinblickenden Morley, „denn ich befürchtete, daß Ihre Freunde mit dem Geld das Weite suchen könnten. In der Brieftasche fand ich auch Ihren Paß. Ich war so indiskret, ihn flüchtig durchzublättern, wobei ich mit Interesse feststellte, daß Sie sich am 2. August, also einen Tag nach dem Scheitern der „Britannia", für alle Fälle das Visum des brasilianischen Konsulats erteilen ließen. Ich schließe daraus, daß Sie die Absicht hatten, im Falle des Mißglückens Ihrer — hm, Transaktion sich für längere Zeit nach Südamerika zurückzuziehen. Ich weiß, daß Undank der Welt Lohn ist", fügte der Alte melancholisch hinzu, „und deshalb rechne ich auch auf keine Dankbarkeit von Ihrer Seite, Mr. Morley."

Morleys Antwort war eine vielsagende Grimasse.

„Und nun bleibt noch die Rolle des unglücklichen Mirronneaus aufzuklären", fuhr De Lorm ernst fort. „Er hatte keine Ahnung, daß sein Chef ein ausgekochter Schurke war. Er lockte Fyne auf das Schiff, ohne zu wissen, was man gegen den Hotelier plante. Dann ließ ihn Morley unschädlich machen. In jedem Fall mußte Mirronneau verschwinden, denn er war der einzige, der als Sekretär Nicrofts über die diskreten geschäftlichen Beziehungen zu Morley, deren wahrer Charakter ihm allerdings verborgen blieb, Angaben hätte machen können. Nicroft ahnte auch Böses, als Mirronneau nicht nach Lunnon zurückkehrte. Er wagte natürlich nicht, Lärm zu schlagen. Gestern irrte er stundenlang in Craverley umher, um eine Spur von seinem vermißten Sekretär zu entdecken. Dann kam er ins Mermaid und unterhielt sich mit Luigi, der ihm auf Weisung seines Meisters Morley den Weg auf die Klippen wies, wo Morley anscheinend harmlos spazieren ging, während im Gesträuch Smith seines Winkes harrte. Es dürfte dort eine heftige Auseinandersetzung zwischen den Kompagnons gegeben haben, in die Smith radikal eingriff.

Und nun, meine Damen und Herren, bin ich am Schluß. Wäre ich Berufskriminalist, hätte ich mir sicherlich eine besondere Pointe für das Ende aufgespart. So begnüge ich mich damit, unserem vortrefflichen Inspektor zur Festnahme der Schuldigen zu gratulieren."

Jim hielt sich seinen Schädel, in dem ein wüstes Chaos herrschte. Er war um eine Stunde zu spät erwacht — was eben passieren kann, wenn man noch in später Nacht auf Verbrecherjagd geht. Und dann hatten die meisten Gäste heute nicht ihre Schuhe vor die Tür gestellt, ein Umstand, der ihm arges Kopfzerbrechen machte. Aber was bedeutete das alles gegen die Verwirrung, in die ihn die zahllosen Fußspuren versetzten, die den Erdboden um das Hotel herum bedeckten. Da kannte sich ja kein Teufel aus. Mit tief nach vorn gebeugtem Oberkörper irrte der Junge auf den Gründen des Hotels umher. Kopfschüttelnd beobachtete ihn vom Vorgarten aus Root. Langsam ging der Inspektor auf den Schuhputzer zu, ohne von ihm bemerkt zu werden.

Vorsichtig schlich Jim, den Spuren im Sande folgend, zu dem weißen Pavillon im Liliengarten. Er hob sich auf die Fußspitzen und blickte durch ein Fenster in das Gartenhäuschen. Wie von einer Natter gestochen, fuhr sein Kopf zurück. Er griff sich mit beiden Händen an die Schläfen und lief wie ein Windhund auf den Privatweg zu, der zu der kleinen Bucht hinabführte, und blickte auf den Strand.

Wieder machte er bestürzt kehrt und schlenderte mit wackelndem Kopf dem Inspektor entgegen, bei dessen Anblick er erschrocken stehen blieb. Root setzte seine Amtsmiene auf. „Was hast du dort am Strande gesehen?"

Verlegen bohrte Jim in der Nase.

„Na? Wirst du wohl antworten?"

„Miß Haines . . ." stotterte der Junge

„Und darüber hast du so gestaunt?"

„. . . und . . . ." stammelte Jim.

Der Inspektor drohte scherzhaft mit dem Zeigefinger. „Und was ist in dem Pavillon los?"

„Mr. Sefton . . . und . . . und . . ."

„Und?" fragte Root.

Jims Mundwinkel krochen bis zu den Ohren hinauf. „Ich hamers nemlich gleich gedacht, daß es so komm' wird."

Ende

Kunterbunt um Mohn

rüb Nüß und allne Mull

Vom Neußer Karneval jetzt und einst.

Glücksmänner beglücken wieder. Allerhand Anregungen für Angler, Straßenbahn, Eintopfsonntag und Kleingärtner



„Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Ein jeder lebt's, nur wen'gen ist's bekannt,
Doch wo mans packt, da ist es interessant!"

Das hat Goethe einmal gesagt, und ein anderer hat hinzugefügt:

„Gar mancher wünschte Goethes Lehre nachzustreben,
Hätt' er zum Greifen nur auch Goethes Hand."

Beide haben unzweifelhaft recht, denn zwischen Nord- und Südpol geschehen soviele Dinge, daß man wirklich nur hineinzugreifen braucht; aber in Neuß im besonderen möchte man doch manchmal Goethes Hand haben, um des Interessanten herauszugreifen.

Wir wollen nach neuen Ereignissen Umschau halten, die sich ziemlich still vorbereiten, und da wir nun einmal in der Zeit zwischen Neujahr und Aschermittwoch sind, so wird, trotzdem wir eigentlich noch nicht viel davon vernommen haben, auch hier zum Karneval gerüstet. Daß sich die Begeisterung des Neußers nicht mit dem Schützenfest erschöpft, das war in verschiedenen Zusammenkünften festzustellen, die sich mit der Frage des Karnevals, besonders seiner Wiederbelebung in Neuß durch einen Rosenmontagszug befaßten.

An sich ist ein Fastnachtszug für Neuß ja nichts Neues; aber inzwischen ist wieder eine Generation herangewachsen, für die er doch neu wäre. Gewiß, der Neußer Humor, der sich beim Fackelzug immer so eindrücklich offenbart, braucht auch das Licht des hellen Tages nicht zu scheuen; aber ein Rosenmontagszug ist kein auf den Tag übertragener Fackelzug, der doch schließlich ganz andere Wirkungen hervorrufen soll. Ein solcher Zug setzt etwas von besonderer Eigenart voraus, das entweder da ist oder nicht da ist, und bei dem auch die durchaus nicht zu unterschätzende finanzielle Seite eine durchaus sekundäre Rolle spielt. Selbst Köln, die Stadt alter Karnevalstradition, hat hier in den Nachkriegsjahren schon mal daneben gegriffen, von unserer Nachbarin Düsseldorf ganz zu schweigen, die mit ihren Wagen und Gruppen vielleicht künstlerisch beachtenswerte Leistungen zeigte, wodurch aber selbst dem bereitwilligsten Zuschauer kein Lächeln abgerungen wurde Und das ist doch schließlich das Ziel eines solchen Zuges, daß man über jede Gruppe lacht, wie über einen guten Witz, daß man in Stimmung dabei kommt, daß sich eine Verbindung herstellt zwischen den Beteiligten am Zuge und den Zuschauern. So etwas muß erwachsen aus dem Volke heraus, so etwas kann nicht gemacht werden, und wenn gar irgendwelche wirtschaftliche Gründe das Hauptmotiv für eine solche Veranstaltung bilden sollten, dann lieber nicht. Es ist ja überhaupt noch sehr unsicher, ob in diesem Jahre der Zug zustande kommt. Man wird sich die Dinge ruhig entwickeln lassen müssen, es hat ja solange gut gegangen, daß es auf ein Jahr nicht ankommt.

Die Karnevalsgesellschaft Prinzengarde blauweiß hat ja auch lange gewartet, bis sie sich entschloß, sich der Oeffentlichkeit vorzustellen, und man darf wirklich gespannt sein, wie ihr Debut morgen bei ihrer ersten Karnevalssitzung ausfallen wird. Ja, ja, auch Karneval ist eine ernste Angelegenheit, besonders wenn es sich um die Vorbereitungen handelt, wie wir gelegentlich einer Elferratssitzung feststellen konnten. Sorgenumwölkte Stirnen der verantwortlichen Männer, die sich aber sicher unter der Herrschaft des Prinzen Karneval in eitel Freude glätten werden. Die anderen beiden altbewährten Neußer Karnevalsgesellschaften werden mit ihren Veranstaltungen im närrischen Wettbewerb bald folgen und da auch die großen Vereine alter Ueberlieferung gemäß mit karnevalistischen Veranstaltungen aufwarten werden, so wird kein Mangel sein zur Anhilfe der anspruchvollsten Bedürfnisse für Freunde des Karnevals.

Um nochmal zu sehen, wie es früher mit dem Neußer Karneval war, haben wir einmal zurückgeblättert, gleich 45 Jahre, bis zum Jahre 1890. Da spiegelt sich allerdings schon im Anzeigenteil soviel Karnevalsfreude wieder, daß es doch so aussieht, als könne man auch in Neuß von einer Karnevalstradition sprechen. Nicht weniger als 35 umfangreiche Anzeigen künden in Neuß und Umgebung karnevalistische Veranstaltungen an, wozu dann sicher noch die große Anzahl von Vereinen kam, in denen der beschließende Vorstand die Mittel für eine Anzeige nicht bewilligt hatte. Und Dienstag (die Montagsausgabe fiel in dieser gesegneten Zeit aus, wahrscheinlich, weil unsere Vorgänger der Redaktion auch einmal unbesergt Fastelovend feiern wollten) lesen wir dann von den Karnevalstagen einen begeisterten Bericht, in dem es u. a. heißt:

„Die beiden verflossenen Tage gehörten dem Prinzen Karneval. Und wenn dieser die Geschosse seines Witzes losläßt, wer soll da Grisgram bleiben oder Philister! Wer sollte da nicht einstimmen in den Jubel und Trubel, der sich, allerdings in erlaubten Grenzen, bewegt drinnen und draußen. Diesem Grundsatz ist wohl kein Neußer abhold. Sind ihm doch seine Volksfeste übergegangen in Fleisch und Blut; so war auch gestern und vorgestern überall ein karnevalistisches Leben, das, wenn auch unter dem Drucke der schlechten Zeiten leidend, (sowas hat man also früher auch schon gekannt) immerhin ein noch recht lebhaftes zu nennen war. Namentlich kam der Humor in den Gesellschaften und Vereinen zur Geltung.

Allen voran schritt „Stedelpaed", das auf Sonntagabend in der städtischen Tonhalle einen großen Maskenball veranstaltet hatte.....

Auch der Turnerball, der im Waltramschen Lokal stattfand, verlief in schönster Ordnung.... Seinem Namen getreu hatte auch der Männergesangverein „Eintracht" seine Getreuen zu einträchtiger Lust auf dem Kaufhause zusammenberufen. ....In seinem Stammlokale bei Hubert Neidhöfer hatte sich der ganze „Ausgeblasene Komet" versammelt.... Neben allen angeführten Vereinen dürfte auch der Gesellenverein nicht übergangen werden, da er in Bezug auf seinen löblichen Zweck und seine Stärke wohl den ersten Rang einnehmen dürfte...."

Das sind so kleine Ausschnitte aus Karnevalsberichten von früher, die beliebig ergänzt werden können und bei deren Lektüre bei manchem der alten Neußer sicher manche frohe Erinnerung kommt. Auch von der Kappenfahrt am Rosenmontag ist noch in alten Bänden zu lesen, aber wir wollen uns das noch etwas aufsparen.

Nun von etwas anderem, nämlich von den grauen Glücksmännern, die uns seit einigen Wochen auch in Neuß wieder so glückverheißend freundlich ansehen. Da wurden uns soeben von einem dieser Männer zwei Mitteilungen hereingereicht, die folgendermaßen lauten:

„Zur Nachahmung empfohlen! — Der Mittwoch-Kegelklub „Sorgenbrecher" nahm am Mittwoch 226 Lose zu Gunsten der Winterhilfe, wobei erhebliche Gewinne herausprangen. Der Losverkäufer, dem die Lose alle waren, war sehr zufrieden mit der Opferbereitschaft der Kegelbrüder. Es ist allen nochmals Dank gesagt. — Glücksmänner von Neuß."

„Am Donnerstag fanden sie schon Nachahmer. Da nahmen vier Stammgäste 123 Lose. Auch diesen sei Dank gesagt."

Das sind wirklich Beispiele von heroischer Opferbereitschaft, die nur der ganz verstehen kann, der schon einmal Kegelbruder oder Stammgast war. Denn beide Kategorien von Mitbürgern geben sich in eifriger Kleinarbeit der Vergrößerung einer Klubkasse hin, um die sich Hoffnungen und Erwartungen und Planungen eines ganzen Jahres ranken. 113 Mark hatten die „Sorgenbrecher" in ihrer Kasse, 61,50 Mark die vier Stammtischfreunde an Skatgroschen gesammelt. Und es lockten Bierabende mit Schnittchen, Touren nach der Ahr oder sonstige männererfreuende Dinge und da kam der Glücksmann herein, mit einem Kasten voller Lose. Eine kurze Beratung, preisgegeben waren alle Jahrespläne, in die Hände der trügerischen Göttin Fortuna gelegt. So ganz nebenbei kam wohl auch der Gedanke an 5000 Mark auf, Perspektiven eröffneten sich für eine Weile auf ganz große Unternehmungen, wie etwa Reisen nach Berlin, an die See oder ins Gebirge, auf Essen mit den erlesensten Genüssen, mit Kaviar oder Körben voll Brötchen mit Gehacks, auf Riesenfässern voll edlen Männertrunks. Wir wissen nicht, ob der Opfermut gelohnt worden ist, ob die „erheblichen Gewinne", die dabei „herausprangen" die Höhe des Einsatzes erreicht haben. Aber bleibt ja noch die Hoffnung auf die Schlußauslosung. Daraufhin ein dreifach kräftiges „Gut Holz" und Stammtischgruß, dreimal auf den Tisch geklopft.

Die Glücksmänner gehören wieder einmal so richtig zum Straßenbild, und bei den Volksaufläufen, die sie hervorrufen, schreitet nicht einmal die Polizei ein. Es ist aber auch zu interessant, die Glücksjäger zu beobachten, wenn sie die Glücksbriefe erwartungsvoll öffnen und dann zu sehen, wie sich das Ergebnis auf den Gesichtern wiederspiegelt. Man kann als Loskäufer wirklich der weitesten Anteilnahme gewiß sein und es muß darum als eine doppelte Gemeinheit empfunden werden, wenn jemand sein Los, ohne es zu öffnen in die Tasche steckt. Ungestillte Neugier tut weh!

✣

Uebrigens haben wir dieser Tage gehört, daß der Weiher im neuen Buschhausener Park zu einem wahren Anglerparadies ausgestaltet werden soll, daß eine ganze Menge Fische dort eingesetzt wurden, die sich nun zu ungeheuren Mengen vermehren werden, so daß der Angler nicht mehr lange zu warten braucht, bis ein Fisch anbeißt. Diese werden vielmehr vor den Ködern Reihe stehen, oder vielmehr schwimmen und es kann erwarten können, bis sie an der Reihe sind mit dem Anbeißen. Da hören wir aus Amerika von einem neuen Sport, was auch für unsere Neußer Angler sicher von Interesse ist.

„Schon seit vielen Jahren bedienen sich Großwildjäger in Afrika und Indien des Flugzeugs, um ohne Gefahr dicht an ihre Beute gelangen zu können. Amerikanische Millionärssöhne in den Modebädern Kaliforniens blieb es vorbehalten, eine Jagdmethode zu erfinden, bei der ebenfalls das Flugzeug eine große Rolle spielt, und zwar jagen sie auf Fische. Sie lassen eine Angelschnur aus der Maschine herabhängen und im Wasser nachschleifen. Durch das schnell dahinschießende Köder werden Fische in großer Zahl angelockt und in rascher Folge gefangen. Der neue Angelsport erfreut sich wachsender Beliebtheit."

Ob sich nun die Neußer Angler auch zum Erwerb eines Flugzeuges zur Ausübung des Angelsportes entschließen, scheint uns mehr als fraglich, wenn man es sich auch als sehr interessant vorstellen kann, wie so ein Flugzeug mit einer Angelschnur über die Gewässer unserer Gegend kreuzt, über die Erft, den Stadtgartenweiher, den Hafen und den Buschhausener Weiher, wie dann ab und zu ein Fischlein hochgezogen wird unter dem Beifall der Zuschauer. Das wäre Tempo der Zeit; aber voraussichtlich werden die Angler es vorziehen, weiter ihre Stunden beschaulich am Ufer des Gewässers sitzend oder stehend zu verbringen.

Wenn sich dieses Vorbild auch höchstens in einem etwaigen Karnevalszug verwerten ließe, so sind doch nicht ohne weiteres Anregungen, die von auswärts kommen, zu verwerfen. Wissen Sie, wo Ljublin liegt? Ich wüßte es, offen gesagt, auch nicht, wenn es nicht aus dem Bericht hervorginge, daß es in Polen ist. Und von Ljublin wird uns folgendes erzählt:

„Vergeblich hatten sich die Stadtväter von Ljublin den Kopf darüber zerbrochen, wie sie dem ewigen Defizit der städtischen Omnibus-Verkehrsgesellschaft abhelfen könnten. Die Bürger zogen es nämlich vor, zu Fuß zu gehen, statt die schönen und modernen Omnibusse zu benutzen. Endlich kam man auf einen guten Einfall, der sich sofort bezahlt machte. Man engagierte eine ganze Anzahl bekannter polnischer Komiker als Omnibusschaffner und erklärte in einer großzügigen Reklame, jedermann könne im Omnibus die neuesten Witze erfahren und sich auch sonst die Zeit auf das Vergnüglichste vertreiben lassen. Es setzte ein Ansturm auf die Omnibusse ein, wie ihn auch die größten Optimisten nicht erwartet hatten. Mehrere polnische Städte haben beschlossen, dem Beispiel Ljublins zu folgen."

Das Ei des Kolumbus ist wieder mal erfunden worden! — Lebt wohl, ihr Sorgen um einen ausgeglichenen Straßenbahnetat, denn wer bezweifelt, daß die Leitung der städtischen Betriebswerke nun auch nach diesem polnischen Beispiel verfahren wird? Wir sehen schon im Geiste die humorbegabtesten Neußer, wie sie die Fahrgäste mit Witzen und humoristischen Vorträgen unterhalten, wir werden es bald erleben, daß die Fahrgäste immer wieder einen Fahrschein nachlösen, weil sie nicht genug bekommen können. Wer für 10 Pfennig bis zur Kolpingstraße gefahren ist, der wird 20 Pfennige nachbezahlen, nur um bis Kaarst seine Lachmuskeln betätigen zu können, und auch dann wird er noch nicht genug haben, er wird hin und her pendeln zwischen Kaarst und Grimlinghausen. Man wird Speisewagen einrichten müssen, da es dann sicher viele gibt, die ihren Sonntag damit verbringen werden, von morgens an Straßenbahn zu fahren solange, bis der Fahrplan zu Ende ist. Allerdings wäre es nichts für den vielleicht wieder einzuführenden Omnibusverkehr zum städtischen Krankenhaus, da Kranke, die etwa diesen Omnibus benutzen würden, sich gesund lachen und damit wäre dann das Krankenhaus und gleichzeitig auch die Omnibuslinie überflüssig. Jetzt in der Karnevalszeit besteht die beste Möglichkeit, das geeignete Personal auszuwählen. Das wird eine fröhliche Zeit werden für Neuß und für die Straßenbahnbenutzer im besonderen.

Man braucht sich wirklich nur etwas umzusehen in der Welt, um Anregungen zu bekommen. Wer Eintopfsorgen hat, dem gibt die Gesellschaft zur Förderung des Kartoffelgenusses in Dijon eine gute Lehre. Besagte Gesellschaft veranstaltete dort ein Festessen mit mehreren Gängen. Bei diesem Diner war zur Bedingung gemacht worden, daß als Speisen nur Kartoffeln mit einigen Zutaten verwandt werden dürften. Das Diner war auch unter diesen Bedingungen von seltener Reichhaltigkeit, denn die Art der Zubereitung war bei allen Gerichten grundverschieden. Es gab Kartoffeln in gebratenem, in gekochtem und gedämpftem Zustande mit verschiedenen Gewürzen zubereitet, Kartoffelfleisch gehackt und für die Rohköstler Kartoffelsalat und Kartoffelgemüse. Die Tafel ließ also, obwohl nur Erdäpfel gereicht wurden, an Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig und befriedigte alle Teilnegmer restlos. Große Begeisterung herrschte zum Schluß, als eine Kartoffeltorte gebracht wurde, die von ganz vorzüglichem Wohlgeschmack war. Auch die Getränke bestanden nach den Bedingungen aus Kartoffeldestillaten.

Man sieht also aus dem Kartoffeldiner von Dijon, welche Abwechslung allein unsere alte brave Kartoffel bieten kann, und was zuletzt die Kartoffeldestillation anbetrifft, so kann das eine ganz angeheiterte Angelegenheit werden, so daß man schließlich überhaupt nicht mehr merkt, was man eigentlich vorgesetzt bekommt.

Zum Schluß sollen auch unsere Kleingärtner noch eine Anregung bekommen. Es ist da nämlich einem Bericht aus Japan zufolge einem Gärtner in der Nähe von Osaka gelungen. Aepfel im Gewicht von nicht weniger als acht Pfund das Stück zu züchten. Die Riesenfrüchte sollen zwar ein wenig sauer schmecken, aber gut duften und demnächst in größeren Mengen auf den Markt kommen. Ob das Geschäft sich lohnen wird? Man darf es bezweifeln, denn der Gedanke an einen acht Pfund schweren sauren Apfel bietet eigentlich wenig Verlockendes. Das Bestreben, Früchte immer größeren Umfangs und Gewichts zu züchten, kann, wie es scheint, auch übertrieben werden. Auch dürfte die Pflege solcher achtpfündigen Aepel nicht einfach und ein Spaziergang in einem Obstgarten mit derartigen Apfelbäumen zumal zur Zeit der Herbststürme nicht ohne Gefahren sein.

Man wird sich in unserer Gegend deshalb vielleicht auf die Riesenzüchtung von Früchten beschränken, bei denen solche Gefahren nicht bestehen, und vielleicht werden wir im nächsten Jahre schon Erdbeeren im Anschnitt kaufen können. Das sind alles Dinge, die einer Ueberlegung wert sind, und dafür ist ja am Sonntag genügend Zeit.

Kiebitz.

Ein Lied

hinterm Ofen zu singen

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an
Und scheut nicht Süß noch Sauer.
War je ein Mann gesund, ist er's;
Er krankt und kränkelt nimmer,
Weiß nichts von Nachtschweiß noch Vapeurs
Und schläft im kalten Zimmer.
Er zieht sein Hemd im Freien an
Und läßt's vorher nicht wärmen
Und spottet über Fluß im Zahn
Und Kolik in Gedärmen.
Aus Blumen und aus Vogelsang
Weiß er sich nichts zu machen,
Haßt warmen Drang und warmen Klang
Und alle warmen Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr,
Wenn's Holz im Ofen knittert,
Und um den Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert;
Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
Und Teich und Seen krachen;
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
Dann will er tot sich lachen. —
Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
Beim Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.
Da ist er denn bald dort, bald hier,
Gut Regiment zu führen,
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und seh'n ihn an und frieren.

Claudius.

Mit dem Motorrad durch Vorderasien

Eine abenteuerliche Wüstenfahrt

Von Georg Leichner

(3. Fortsetzung)

Hier ist ein Friseurgeschäft. Um einen Sessel herum sitzen Meister und Lehrlinge und schaufeln mit kleinen Brotstückchen das Essen aus der gemeinsamen Schüssel. Das Fladenbrot, von der Größe eines Tellers und fingerdick, liegt vor ihnen auf einem anderen Stuhl, den sie herangezogen haben. Es besteht aus zwei Schichten, einer unteren und einer oberen, zwischen denen ein Hohlraum ist. — Alles ist eifrig mit dem Essen beschäftigt, um dann, gesättigt, wieder der Arbeit nachzugehen. Denn die Araber sind sehr fleißig. Von früh morgens bis spät in die Nacht hinein arbeiten sie. Abends pulsiert das Leben lange in den Straßen, und eine Stunde vor Sonnenuntergang mahnen Trommler die Schläfer, daß es Zeit sei, sich zu erheben und für den Fastentag vorzubereiten. Sobald die Sonne aufgegangen ist, darf weder etwas gegessen noch etwas getrunken werden.

Worauf wartet hier das Leben?

Die Mohammedaner halten streng an diesem Fasten fest, wie sie auch an allen anderen modernen Uebungen festhalten. Vor ihrem Laden, im Restaurant, in der kleinsten Hütte — überall breiten sie ihren Teppich aus, streifen die Schuhe von den Füßen, denn sie könnten durch den Schmutz der Straße verunreinigt worden sei, und knien nieder, leise und inbrünstig ihre Gebete murmelnd, mit dem Gesicht gen Mekka, der heiligen Stadt. Tief, tief beugen sich die Betenden zur Erde, stehen auf und knien wieder . . Und die Moscheen ragen, stumm und gewaltig, mit ihren Kuppeln, ihren Minaretts . . . Es ist, als ob alles, das ganze Leben, alle Menschen, auf etwas warten würden . ., auf das neue Werden des arabischen Volkes. Und sie werden nicht vergeblich warten. Während die Indianer Nordamerikas unter dem Drucke unserer Zivilisation langsam zugrunde gehen, ihr Wesen und ihr Volkstum aufgeben, wird das arabische Volk eines Tages die ihm fremden Sitten abschütteln. Es wird aber auch diejenigen seiner Volksgenossen abschütteln, die den europäischen Sitten verfallen sind . . .

Wüstenfahrt durch Stein und Schlamm

Ob das Rad solche Lasten trägt?

Ein grauer Morgen in Jerusalem. Jeden Augenblick kann der Regen ausbrechen. Eilig belade ich das Motorrad. Es muß alles sehr genau gepackt werden, denn der Beiwagen ist fürchterlich überlastet. Einen Flaschenzug mit Drahtseilen führe ich mit mir, Ersatzteile für das Motorrad, einen Autoheber zum Radauswechseln, eine Tropenapotheke, eine Schreibmaschine, zwei Photoapparate sowie meine Waffen. Die Flinte wiegt zwar nicht viel, aber die 1000 Schuß Munition stellen schon ein ganz ansehnliches Gewicht dar. Auch Zelt und Sonnensegel sind nicht leicht; sie müssen den Tropenregen und -winden standhalten und deshalb besonders dicht und fest sein. Proviant habe ich für acht Tage eingekauft, denn ich habe keine Ahnung, wie lange die Wüstenfahrt dauern wird. Auch drei große Kannen mit insgesamt 50 Liter Benzin und vier Liter Oel nehme ich mit. Man hat mir zwar geraten, unbedingt noch ein Drahtnetz von wenigstens zehn Metern mitzunehmen, damit ich es im tiefen Flugsand auf dem Boden ausbreiten kann, um den Rädern einen Halt zu geben. Aber es ist unmöglich, auch noch diese Last mitzuführen. Ich muß schon ohne Netz die Fahrt wagen. Im schlimmsten Falle wird das Fahrzeug mit dem Flaschenzug durch den Sand gezogen.

Es ist bereits 10 Uhr, als ich von Jerusalem abfahre. Es wird immer dunkler. Seit Wochen hat es geregnet. Von Norden her zieht ein starker Wind, es ist kalt. Von Zeit zu Zeit muß ich anhalten, um die erstarrten Hände zu wärmen. Die Aermel meiner Lederjacke habe ich zugebunden und ein Taschentuch hinter den Kragen geschoben.

Bald ist Hebron erreicht. Die Straße wird nun steinig, ich muß die Fahrtgeschwindigkeit bedeutend vermindern. An der Strecke sind Arbeiter mit dem Ausbessern des Weges beschäftigt. Mühsam arbeitet sich das Motorrad vorwärts. Die Arbeiter stehen und schauen interessiert zu. Als ich jedoch an einer besonders schwierigen Stelle ihnen zurufe: „Ena Allmani Sanafi" — ich bin ein deutscher Journalist —, kommen sie alle angerannt. „Allmani! Allmani!" Jeder will mir die Hand reichen, jeder versucht, dem Deutschen sein Kompliment zu sagen. Dann fassen alle das Motorrad an, treten in den Schlamm, einige schreien: „Jallha, jallha!" — Vorwärts, vorwärts! — und im Nu sind wir herüber. „Catrakun!" rufe ich das arabische Abschiedswort. „Massalami!" — Geh in Frieden — antwortet es im Chor. Doch plötzlich flüstern sie erregt miteinander, ihre Gesichter werden ernst, sie umringen die Maschine. „Jahud?" . . . Gespannt hängen sie an meinen Lippen. Sie haben mich gefragt, ob ich ein Jude bin. So tief steckt der Haß in diesen Menschen gegen jenes Volk. „Ena muisch Jahud." — Ich bin kein Jude. Wieder strecken sich mir ein Dutzend Hände entgegen. „Massalami, Massalami . . ."

Landwirtschaft wie in der Bibel!

Und weiter geht es auf der steinigen, h[illegible]en Straße. Kleine Kamelkarawanen begegnen mir, — ein eigenartiges, auf der Landstraße ungewohntes Bild. Die Kamele schrecken auf, laufen zur Seite und schauen neugierig auf das sonderbare Ungetüm. Lange blicke ich ihnen nach, sie sind es, die diesem Landstrich seine besondere Note geben.

Die Sonne hat bereits ihren höchsten Stand erreicht. Ich gebe Gas. Schneller muß ich fahren, denn mein Weg ist noch lang. Die trostlose, steinige Landschaft des „gelobten Landes" gleitet an mir vorüber. Hie und da kleine Felder, von Steinen übersät. Einige arabische Bauern bestellen sie. Vor den Holzpflug haben sie ein Kamel gespannt. So schaffen sie in Kälte und Wind. Große Hammelherden grasen auf dem steinigen Boden, mühsam das trockene, spärliche Gras rupfend. In der Ferne tauchen einige Häuschen auf. Es ist Bir es Seba, ein kleines Dorf. Hier müssen alle polizeilichen Formalitäten erfüllt werden, trotzdem es bis zur Grenze noch etwa 70 Kilometer sind.

Die Polizeistation ist nicht schwer zu finden. Ich will heute noch die Grenze Palästinas erreichen, aber der Polizist erklärt mir, daß der Weg durch die Sinaiwüste für einige Tage gesperrt sei, denn die in der letzten Zeit niedergegangenen Regenmengen machen jede Durchquerung unmöglich. Auf mein Drängen schickt man mich dann aber doch auf die Zolloffice, denn die Pässe werden hier auch vom Zollamt abgefertigt. Ich scheine aber heute kein Glück zu haben. Das Zollamt ist geschlossen. In der stillen Hoffnung, daß die Wohnung des Inspektors im gleichen Gebäude liegt, wandere ich um das Grundstück. Vergebens! Endlich finde ich sein Haus, aber er hält sein Nachmittagsschläfchen. Wie lange er schlafen wird, wisse man nicht, denn es gebe ja seit einigen Tagen nichts zu tun. Ihn wecken lassen? Mit gereizten Zollinspektoren ist nicht zu spaßen, aber soll ich einen halben Tag hier verlieren? Aber da tritt er schon liebenswürdig lächelnd aus dem Hause.

Man will mich nicht weiterfahren lassen!

„Sie wollen also durch die Sinaiwüste fahren? . . . Ich kann es Ihnen unter keinen Umständen gestatten. Hier in diesem Telegramm melden unsere Polizeiposten, daß der Weg nicht fahrbar ist. Sie müssen mindestens fünf Tage warten."

Ich erzähle ihm von den schwierigen Touren, die ich in meinem langen Wanderleben zu bestehen hatte, von den Fahrten in der brasilianischen Wildnis, wo ich über drei Wochen keinem Menschen begegnet bin, auch von Rußland und Nordamerika spreche ich. Interessiert hört er zu, überlegt, um dann aber doch schließlich zu sagen:

„Ich rate Ihnen dennoch, nach Jerusalem zurückzukehren und dort einige Tage zu warten. Ich will Ihnen gern telegraphieren, sobald der Weg einigermaßen passierbar ist. Wie wollen Sie durch das knietiefe Wasser fahren? . . ."

„Mein Beruf ist es, Abenteuer zu erleben. Je schwieriger, desto besser. Ich kann doch dort, wo das tiefe Wasser beginnt, haltmachen und warten, bis es gesunken ist."

Prüfend schaut er mir in die Augen. Dann fragt er unvermittelt: „Haben Sie Waffen?"

Ich zeige ihm meine Walther-Pistole. Er besieht sie genau.

„Ja, die Deutschen verstehen, gute Waffen zu machen." Nun setzt er den Stempel in meinen Paß.

„Ich will Sie durchlassen. Aber — es ist nicht gut, allein zu fahren . . ." Man sieht, er kämpft mit sich, möchte mir noch etwas sagen. Und dann: „Ich werde die Polizeistationen telegraphisch benachrichtigen, daß Sie auf dem Wege sind . . ."

Nun aber los! Noch ein herzlicher Gruß, dann singt der Motor wieder sein donnerndes Lied.

(Fortsetzung folgt)

Lexikon für jedermann

Mr. Peabodys Odyssee

In einem dänischen Hotelzimmer starb dieser Tage, „Politiken" zufolge, ein merkwürdiger alter Mann, der 77jährige Mr. Peabody. Das zitierte Blatt nennt ihn den Ahasver des 20. Jahrhunderts. Peabody ist Amerikaner; in seiner Jugend hat er Dänemark kennengelernt, dem er sich so verwandt fühlte, daß er es nicht vergessen konnte. Sein ganzes Leben bestand in einem ewigen Hin- und Herreisen zwischen Amerika und Kopenhagen. Nicht weniger als 290 mal hat Peabody den Atlantik überquert. Er konnte sich weder für seine wirkliche, noch für seine Wahlheimat entscheiden. Eine feste Wohnung konnte er unter diesen Umständen nicht haben, seine Adresse war ein Postfach in New York oder ein Hotelzimmer in Dänemark. In einem solchen Zimmer hat ihn jetzt der Tod ereilt.

Der Mensch ist sechs Mark wert

Ein bekannter englischer Chemiker, Dr. Charles Henry Maye, hat versucht, festzustellen, aus welchen Substanzen der Mensch eigentlich besteht und was er, auf Lebensmittel umgerechnet, wert ist. Zum Beispiel würde das gesamte Fett, das im menschlichen Körper enthalten ist, genügen, um sieben Stück Seife zu fabrizieren. Außerdem hat jeder normale Organismus genügend Eisen, um daraus einen Nagel von mittlerer Größe zu machen. Der Zuckergehalt des Körpers wäre ausreichend, um eine Tasse Kaffee stark zu süßen. Mit dem im Körper enthaltenen Phosphor könnte man 2200 Streichhölzer brennbar machen. Und in jedem menschlichen Organismus gibt es genügend Magnesium, um damit eine photographische Aufnahme zu machen.

Wenn man zusammenzählt, wieviel all diese im Körper enthaltenen Stoffe im Handel kosten, bekommt man eine Summe von sechs Mark heraus.

Billard stärkt das Gemüt

Ein bekannter Psychiater setzt sich jetzt für das fast vergessene Billardspiel wieder ein. Er behauptet nämlich, daß dieses Spiel, das fast ausschließlich von ideellen Interessen geleitet wird, als besonders guter Heilfaktor zu schätzen ist. Gemüts- und Nervenkranke können sich trotz aller dargebotenen Ablenkungen nicht immer von ihrem inneren Druck befreien. Brettspiele, musikalische Unterhaltungen oder Spaziergänge nehmen ihre Kräfte nicht soweit in Anspruch, daß sie Geist und Körper gleichzeitig beschäftigen. Das Billardspiel, das zu Großvaters Zeiten eins der beliebtesten und gepflegtesten Gesellschaftsspiele war, soll am meisten zur Ruhigstellung und Entspannung des Gesamtzustandes beitragen, weshalb es besonders den Geistesarbeitern empfohlen wird, die tagsüber angestrengt tätig sein müssen, ohne sich eine Pause der körperlichen Ausspannung gönnen zu können. Für manchen ist das Billardspiel schon zum Sport geworden, zum Helfer gegen Not und Trübsal.

Frankreich neuester Thronprätendent: ein Merowinger

Frankreich hat einen neuen Thronprätendenten, von dessen Existenz es bisher nicht gut eine Ahnung haben konnte. Der neue Prätendent behauptet nämlich, von den Merowingern abzustammen, deren Familie bis ins fünfte Jahrhundert zurückgeht und die die ersten Könige Frankreichs stellte. Er nennt sich Theodebold Ascaris Merovée und will ein direkter Abkömmling des „guten Königs" Dagobert sein. Um Herrn Theodebold hat sich eine Partei gebildet, „die Partei der Merowinger", deren Programm, wie wir den französischen Tageszeitungen entnehmen, lautet: Was Frankreich nottut ist ein König, nicht ein Bourbone oder ein Bonaparte oder irgendein anderer Usurpator, sondern einer, der sein Königtum bis ins fünfte Jahrhundert zurückdatieren kann, bis in eine Zeit also, in der Könige wirklich Könige waren. Paris wurde von der freudigen Botschaft der Merowingerrückkehr durch ein Plakat überrascht. Statt zu jubeln, lachte jedoch das undankbare Volk. Wann Herr Theodebold seinen Einzug in seine Hauptstadt halten wird, ist vorläufig noch unbekannt. Der Herzog von Guise, der allgemein in Frankreich als Prätendent betrachtet wird, wird sich wegen seines merowingischen Konkurrenten vermutlich keine grauen Haare wachsen lassen.

Die letzten Segelschiffe

Dieser Tage vollendete der Danziger Schiffskapitän Belitz sein 70. Lebensjahr. Dieser „olle Seebär" gehört noch zu jenen Kapitänen, die nur auf Segelschiffen gefahren sind. Wie alle diese Segelschiffkapitäne, so hat auch Kapitän Belitz auf seinen transatlantischen Fahrten sehr viel erlebt. Auch er hat als Stammgast den „Klabautermann" an Bord gehabt. Wenn dann der Sturm über das Meer fegte und das Segelschiff hin und her schlingerte, dann rumorte der Klabautermann im Bauch des Schiffes. Niemand vermochte ihn je zu Gesicht zu bekommen. Aber bei einer Schiffsreparatur kam man dennoch hinter das Geheimnis des Klabautermanns. Auf irgendeine Weise war ein kugelrund geschliffener Stein in den Zwischenraum zweier Spannuten gelangt. Bei heftiger Bewegung des Schiffes rollte er hin und her und vollführte Geräusche des „Klabautermanns". Ja, die Seebären, die noch von der Romantik des Seemannslebens erzählen können, werden allmählich selten.

Im Kampf gegen das gelbe Fieber

Der Kampf gegen das gelbe Fieber wird, wie „Temps" berichtet, in den französischen Kolonien mit aller Energie geführt. Die Impfung mit einem von dem Dr. Jean Laigrat vom Pasteur-Institut in Tunis erfundenen Impfmittel hat sich dabei bisher sehr gut bewährt. Es haben sich bereits 1500 Europäer der Impfung unterzogen, obwohl das Mittel erst seit etwa einem Monat in Anwendung gebracht wird. Eine Expedition von Aerzten reist in den west- und mittelafrikanischen Kolonien Frankreichs umher, um dieses Mittel zu verabfolgen. Das neue Impfmittel gegen das gelbe Fieber erzeugt gelegentlich, durchaus nicht immer, einen kurzen fiebrigen Prozeß, der am 6. bzw. 7. Tag in Erscheinung tritt. Zwei, drei Tage lang hat der Geimpfte dann unter starken Kopfschmerzen zu leiden. Von diesen ganz charakteristischen Folgen der Impfung werden aber nur etwa 14 Prozent betroffen, während die anderen 86 Prozent aber kaum über Nachwehen zu klagen haben. Das Mittel hat den großen Vorzug, daß nur eine Impfung notwendig ist. Man hofft, daß es gelingen wird, die furchtbare Seuche des gelben Fiebers, die erbarmungslos in den Tropen Menschenopfer fordert, allmählich immer mehr zu lokalisieren und auszurotten.

Zwerge, die sich unsichtbar machen

An der Grenze von Siam und Kambodscha in Hinterindien haust in den Wäldern ein Zwergenvolk, die Kha-Tam-Bang, das bei den umwohnenden Völkern im Rufe steht, sich unsichtbar machen zu können. Man hat nur selten einmal einzelne von ihnen zu Gesicht bekomme, zierliche mongolische Gestalten, sehr dunkel gefärbt und völlig unbekleidet. Sie müssen aber ziemlich zahlreich sein. Denn der Tauschverkehr mit ihnen ist rege, und an der Menge der Waren, die sie liefern, läßt sich leicht berechnen, daß man es mit einer großen Zahl von Lieferaten zu tun hat. Der Handel selbst vollzieht sich recht eigenartig:

Die Kha-Tam-Bang legen die Matten, Tiere, Früchte und was sie sonst verkaufen wollen, an einer seit langem bekannten Stelle nieder. Die Leute aus den Umgegenden kommen und hinterlassen statt dessen Salz oder Tabak. Erst wenn sie sich entfernt haben, eilen die Zwerge herbei. Von ihren Lebensgewohnheiten weiß man nur, daß sie vortreffliche Jäger sind, trotzdem sie als einzige Waffe nur einen hölzernen Wurfspeer haben. Sie bauen sich auch keine Hütten, sondern begnügen sich mit Laubschirmen, die sie verlassen, wenn die Pflanzen anfangen zu welken. Deswegen haben sie auch den poetischen Namen Kha-Dong-Luang erhalten, d. h. „Volk der vertrockneten Blätter".

MODE UND HEIM

Launen der Mode

Wir dürfen uns schmücken!



Die Frage, ob und wie wir Schmuck tragen dürfen, wird diesmal nicht allein vom persönlichen Geschmack entschieden; die Mode selbst stellt uns durch ihre phantasievollen Einfälle fast die Aufgabe, den zum Anzug erforderlichen Schmuck richtig zu wählen und zu tragen.

Zum eleganten, völlig schmucklosen Tagesendkleid gehört unbedingt eine lange, schwere Halskette mit einem formschönen, antiken Vorbildern nachempfundenen Anhänger, der sich wirkungsvoll vom dunklen Kleidmaterial abhebt. Das Ballkleid wird an den Schultern durch Clips gerafft, durch einen Straßgürtel in der Taille markiert und häufig auch der Rückenausschnitt durch eine Spange zusammengehalten.

Sehr reizvoll sind die zahllosen, leichten Metall- oder Galalithreifen, die, über dem glatten Tageskleid getragen, wie Einsätze und Aufschläge wirken. Schal und Gürtel werden mit Nadeln und Spangen gehalten und selbst das kleidsame Diadem, das möglichst mit dem übrigen Schmuck übereinstimmen soll, erlebt in diesem Winter seine Auferstehung. Wir dürfen also Schmuck tragen!

Frauen raten einander

Resteverwendung!

Gute Verwendung von Fleischresten

Für diesen Auflauf eignen sich am besten Reste von Kalbfleisch oder Geflügel. Man rührt 100 Gramm Butter, zwei Löffel Mehl, zwei Löffel geriebenen Käse mit einer geriebenen Zwiebel und zwei Tassen Milch zusammen und läßt aufkochen. Dann fügt man einen gehäuften Teller voll kleinwürflig geschnittenen Fleischs hinzu, Pfeffer und Salz sowie eine Tasse Weißwein oder Zitronensaft und ein bis zwei Eigelb. In der Auflaufform bäckt das Ganze goldbraun eine Viertel- bis eine halbe Stunde.

Ein anderes Rezept für warmen Fleischpudding: Zur Ergänzung von Bratenresten kocht man etwas Rindfleisch oder Schinkenreste, so daß man anderthalb Pfund im ganzen gewinnt. Nun schwitzt man einige Zwiebeln in Butter, gibt noch drei Eier, Salz, Pfeffer, Muskat und 100 Gramm geriebene Semmeln hinzu, vermengt es mit dem Fleisch und gibt alles in eine gut gefettete Puddingform, wo es eine bis anderthalb Stunden kocht. Pilztunke oder Sardellentunke ist köstlich dazu. Anita L.

Wohin mit den Kuchenresten?

Mit trockengewordenem Napfkuchen, mit bröckeliger Torte, mit Mürbeplätzchen, die ihre erste Frische und Knusprigkeit verloren haben, macht sich jede Hausfrau unbeliebt. Soll man all die Reste einfach an die Hühner, an den Hund, an die Katze verfüttern?

Ach nein, es gibt ein paar recht wohlschmeckende Verwandlungen dafür. Man kann z. B. Punschtörtchen davon backen oder einen Auflauf machen, vielleicht einen Pudding bereiten . . . Es kommt nur darauf an, der Hausfrau ein paar neue Wege anzudeuten, ihr erfinderischer Kopf wird dann neue Variationen erdenken und ihre Tischgäste damit erfreuen.

Margaretenpudding: Die in nicht zu kleine Stücke zerteilten Kuchenreste — sie dürfen nicht zerkrümeln — werden in leicht gebutterte Form getan, darüber streicht man ein wenig Gelee. Dann schlägt man drei Eier mit drei Eßlöffel Zucker, rührt eine Tasse Milch dazu, fügt einen Teelöffel Weizenpuder dazu und füllt die Flüssigkeit über die Kuchenreste. Bei leichter Hitze gebacken, kann der Pudding heiß mit Obstsauce oder kalt mit einer zarten Lage Schlagsahne gegessen werden.

Punschtörtchen: Die Kuchenreste werden zerdrückt und mit der Nudelwalze aufs äußerste zerkleinert. Dann verrührt man ein halbes Pfund solcher Reste mit drei Eigelben, drei Eßlöffel Zucker, dem Saft einer Zitrone, einem Viertelpfund Mehl, einem großen Likörglas Rum, fügt einige Korinthen daran — wenn in den Resten keine waren — und veredelt das Ganze mit einem Eßlöffel geriebener Schokolade. In einer gebutterten Form backt man die Mischung langsam bei linder Hitze ab, sticht noch warm Würfel davon, setzt diese auf passende Oblaten-, Mürbeteig- oder Waffelstückchen und überzieht mit einer herzhaften Zuckerglasur, die mit Obstwein angerichtet wird. Erika S.

Und die Seifenreste?

Es ist recht ärgerlich, wenn man an den Waschtischen, im Badezimmer und in der Küche zwar recht sparsam mit der teuren Seife umgegangen ist, aber schließlich doch nur so kleine Seifenreschen vor sich sieht, mit denen auf „normale" Weise nichts mehr anzufangen ist. In die große Wäsche geben? Das empfiehlt sich durchaus nicht immer, da Toilettenseifen nicht selten gefärbt sind und in der Wäsche nicht gut tun. Wegwerfen? Das wäre wirklich schade!

Also nähen wir ein kleines Mull- oder Gazesäckchen, das wir mit vielen kleinen Seifenresten füllen und fest zubinden oder nähen. Neben dem Abwaschtisch oder Ausguß in der Küche aufgehängt, wird dieses Seifensäckchen beim Händewaschen noch lange Zeit ganz ausgezeichnete Dienste tun. Trude H.

Warum wärmt der Pelz?

Ein lehrreiches Kapitel von der Winterkleidung

Wollte man einmal eine Umfrage veranstalten: „Warum wärmt der Pelz?", so würden, ich wette, sehr viele die sympathischen Eigenschaften des Pelzes auf seine Dicke zurückführen. Und dabei ist eigentlich nur — die Luft daran schuld, die er enthält. Tatsache ist nämlich, daß ein Kleidungsstoff um so besser vor Kälte schützt, je mehr Luft es enthält. Also sind nicht nur dicke Stoffe wärmend, sondern auch leichte, dünne Stoffe, vorausgesetzt, daß sie recht viel Luft enthalten.

Um auf den Pelz zurückzukommen: ein Kubikzentimeter Pelz setzt sich aus nur 20 Kubikmillimeter Pelzsubstanz und 980 Kubikmillimeter Luft zusammen! Mit Flanell umgibt uns zehn Prozent fester Wollstoff und 90 Prozent Luft. In Trikot- und Tuchstoffen stehen ein Viertel Gewebesubstanz drei Vierteln Luft gegenüber und bei glatten Leinen und Baumwollstoffen ist das Verhältnis von Gewebe und Luft fünfzig zu fünfzig. Die Luft ist, wohlverstanden, zwischen Gewebemaschen und Gewebefasern eingeschlossen, im Pelz zwischen der gegerbten Haut und den feinen Pelzhaaren.

Nachstehende Tabelle gibt den Luftgehalt sowie das spezifische Gewicht einer Anzahl von Gewebestoffen an.

	Luftgehalt in %	Spezifisch. Gewicht
Wollflanell	92,3	0,101
Baumwollflanell	88,8	0,146
Winterüberzieher	88,8	0,146
Trikot aus Wolle	86,3	0,179
Trikot aus Baumwolle	84,7	0,199
Leichter Sommerstoff	81,8	0,237
Winterkammgarn	81,7	0,238
Frühjahrsüberzieher	81,3	0,243
Trikot aus Leinen	73,3	0,348
Sommerkammgarn	72,5	0,358
Glatt gewebte Baumwolle	52,0	0,638
Glatt gewebtes Leinen	48,9	0,638

Man sieht: Je höher in Prozenten der Luftgehalt, um so niedriger das spezifische Gewicht der Gewebe; ein geringes spezifisches Gewicht ist also der Ausdruck für hohen Luftgehalt. Und gleichzeitig ist die Tabelle die Skala für die Wärmung unseres Körpers durch die Kleidung.

Dabei ist weiter noch zu beachten, daß die verschiedenen Gewebefasern auch unterschiedlich in ihrem Wärmeleitungsvermögen sind — daher die Wärmekraft der Wolle — und daß überhaupt im allgemeinen dunkle Stoffe wärmender sind als helle.

Mütter singen mit ihren Kindern.

Es geht eine Sage aus alter Zeit: Kaiser Friedrich II. habe einmal mehrere Säuglinge so aufziehen lassen, daß in ihrer Gegenwart kein Wort gesprochen werden durfte. Er wollte auf diese Weise erfahren, ob und welche Sprache die bedauernswerten Kinder von selbst erlernen würden. Die Sage nimmt einen tragischen Ausgang. Der Chronist berichtet, daß diese Kinder frühzeitig sterben mußten, weil ihre Mütter sie nicht mit Wiegenliedern einschläfern konnten.

Die Sage hat noch heute für alle Mütter ihren tiefen Sinn. Kleine Kinder, die das Lied ihrer Mutter entbehren müssen, nehmen oft Schaden an ihrer Seele. Eine sangesfrohe Mutter sät mit ihren Liedern köstlichen Samen in das Kinderherz. Schon mit dem Liede, mit dem sie ihr Kindlein wiegt und in den Schlummer singt, erweist sie dem Kinde einen wertvollen Dienst für das spätere Leben. So ein Wiegenlied, längst vergessen geglaubt, taucht oft nach Jahrzehnten wieder auf. Und die alte, einfache, innige Weise erklingt wieder am Bettchen eines neuen Lebens und bringt das höchste, reinste Glück zum Ausdruck, das wir Menschen kennen: die Mutterliebe. Sie ist auch der Ursprung der alten Wiegenlieder, die meistens in kunstloser Art den Segen des Himmels für das Kindlein herabflehen. Lieder, die aus dem tiefen, ewigen Grund der Liebe geboren sind, ziehen nicht nur in der Seele der singenden Mutter zarte, wohltuende Spuren, sondern hinterlassen auch in der weichen Seele des Kindes eine Rune, wie wenn sie vom feinsten Stift eingeritzt wäre.

Schon um ihrer selbst willen müßte jede Mutter singen, weil der Gesang die Seele befreit von tausend Dingen, die sie täglich bedrücken. Nur eine von vielen Sorgen und Nöten erlöste Seele ist für die Erziehung der Kinder wertvoll. Sie nur allein wird dem erwachenden Gemüt der Kinder schöne und reine Eindrücke für das Leben mitgeben. Mehr als je haben die Mütter unserer Zeit die Pflicht, zu singen, besonders dann, wenn sie im Kreise ihrer Kinder sind. Wohl den Kindern, wenn sie eine sangesfrohe und eine sangeskundige Mutter haben. Wenn sie sich später ihrer Kindheit erinnern, erklingen ihnen im Geist viel schöne Melodien, die sie noch im Alter als ihren köstlichen Schatz hüten und bewahren. Darum ist die Sage aus ferner Zeit noch heute so wertvoll und wichtig. Mütter, die nicht mit ihren Kindern singen, obschon sie es könnten, versündigen sich an der Kindesseele; denn es sind arme Kinder und arme Menschen, deren Lippen keine Lieder haben.

Darum, ihr Mütter, singt mit euren Kindern!

Ewald Kissing.

Aus: „Die deutsche Frau".

Was tun Sie wenn . . .

Kristall matt und unansehnlich geworden ist? Man wäscht es mit warmem Seifenwasser und spült es wiederum mit warmem Wasser ab, dem man etwas Borax beigefügt hat. Kristallflaschen und Blumenvasen, die innen schmutzig sind und die man, wegen der Enge, mit dem Tuch nicht ausreiben kann, füllt man mit Seifenwasser, dem man etwas Salmiakgeist zusetzt. Man schüttelt dann den Gegenstand. Sollte sich der festangelegte Schmutz nicht lösen, nimmt man ein wenig Seifenspiritus oder auch Kartoffelschalen;

Augengläser beim Betreten eines wärmeren Raumes beschlagen? Man muß die Gläser mit Vaseline einreiben und gut wieder abputzen. Die zurückbleibende feine Schicht, die keineswegs die Durchsichtigkeit beeinflußt, verhindert das Anlaufen der Gläser;

die Haut spröde wird? Man fügt dem täglichen Waschwasser etwas frische Milch bei;

die Haut Schweißgeruch ausatmet? Man fügt dem Waschwasser etwas Essig bei;

Türen knarren? Man reibt den knarrenden Teil mit der Spitze eines Bleistiftes ein, da Graphit ein gutes Schmiermittel ist;

Zinngegenstände unansehnlich und stumpf werden? Man sammelt Regenwasser, dem man in Scheiben geschnittene Zwiebeln beifügt. Auf fünf Liter Wasser rechnet man ein halbes Pfund. In dieser Flüssigkeit kocht man die Zinngegenstände aus;

Achtung Hausfrau!

Gemüse — um diese Jahreszeit?

Rotkrautrouladen sind ziemlich unbekannt und dabei, als Abwechslung nach den ewigen Weißkrautrouladen, besonders schmackhaft. Sie werden in der gleichen Art wie ihre weißen Kolleginnen zubereitet, doch kann man als Füllung auf Fleisch verzichten — wenn man nicht gerade Wildfleischreste hat, die sich sehr gut dazu eignen — und mit Kartoffelbrei und Pilzwürfeln (getrockneten) füllen.

Gebackene Mohrrübenscheiben sind ebenso gut wie gebratene. Im ersteren Falle schneidet man die gekochten, ganzen Mohrrüben — möglichst gleich große — in Scheiben, paniert sie in Ei und Mehl sowie Semmelbröseln und bäckt sie in der Pfanne. Im zweiten Falle können rohe Scheiben, gut gesalzen und gepfeffert, einfach in der Pfanne gleich rohen Kartoffelscheiben gebraten werden. Besonders schmackhaft sind Kartoffeln und Mohrrüben gemeinsam gebraten.

Praktisches Heim

Glasgeschirr auf dem Tisch

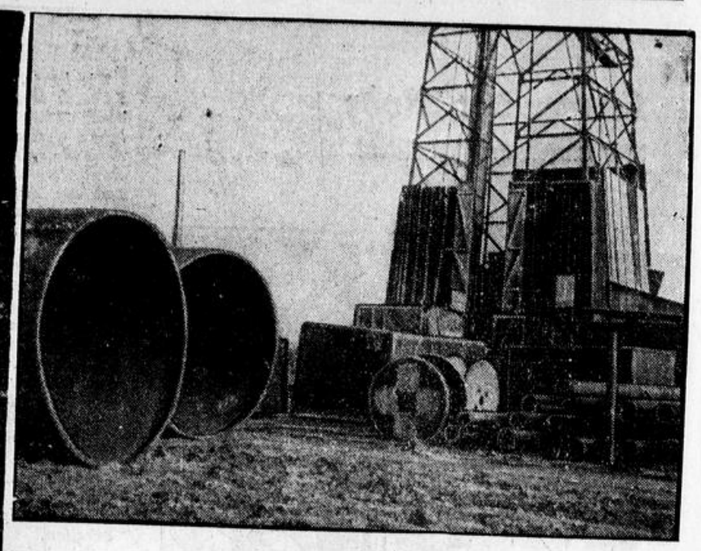
Glas — das war einst nur zugelassen als Material für Trinkgefäße. Heute ist sein „Arbeitsbereich" zur Freude der Hausfrauen sehr erweitert. Nichts Schöneres als ein Teetisch, der auf dunkler, unbedeckter Holzplatte in herrlich geformtem, gläsernem Teegeschirr schimmert! Es scheint, als ob die goldgelbe Farbe des anregenden Getränks nirgends schöner leuchtet als in solchem Geschirr!

Auch gebackene und Pfannengerichte werden jetzt in feuerfestem Glasgerät zubereitet und sofort lecker und appetitlich aus dem Ofen auf den Tisch gebracht. Vasen, Schalen, Likörgeschirr und Garnituren für dem Toilettentisch — alles schimmert in Glas, buntem, gemustertem oder einfarbigem Glas.



Bilder aus aller Welt





Neue Erdölfunde in Baden.
Rohre, Bassins und Bohrtürme kennzeichnen das Oelfeld zwischen Forst und Upstadt bei Bruchsal in Baden. Dort wurde durch die Initiative der Reichsregierung eine neue Bohrung in 870 Meter Tiefe mit einer Tagesproduktion von etwa 15 Tonnen fündig.

Bild links:
Die Reichshauptstadt feiert die Heimkehr des Saarlandes.
Blick auf die gewaltige Kundgebung, die der Gau Groß-Berlin am Abend des historischen 15. Januar im Rahmen der Feierstunde der Nation zur Wiedergewinnung des Saargebietes veranstaltete.

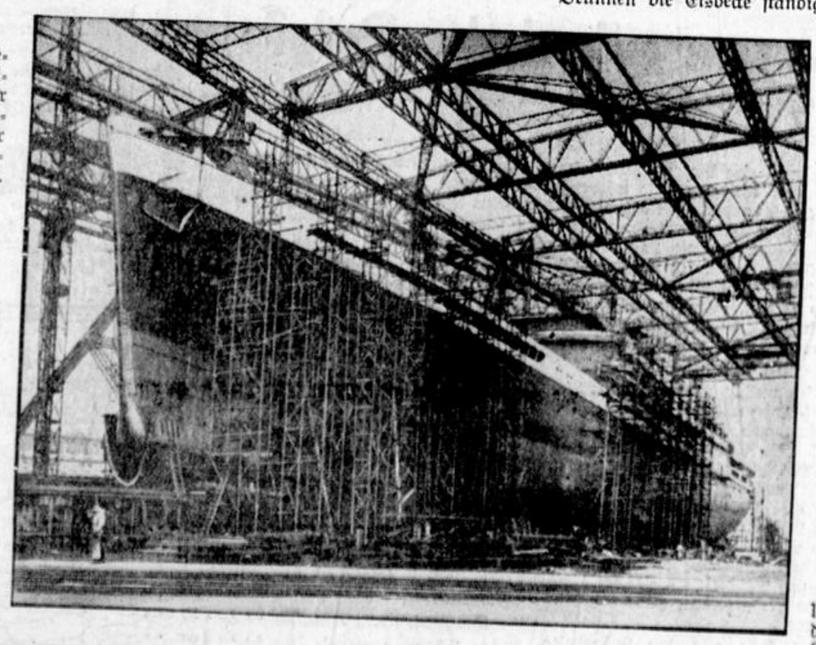


Japans Flottenchef privat.
Vizeadmiral Sankichi Takahashi, der Oberkommandierende der gesamten japanischen Flotte, in seinem Heim in Tokio. Er trägt hier die altjapanische Tracht. Die Familienmitglieder sehen zu, wie der Admiral einen Aufruf an die Marine mit großen Lettern aufzeichnet.



Rußland stöhnt vor Kälte.
Die Kältewelle, die in Sibirien ihren Ausgang nahm und auch Deutschland erreichte, brachte in Rußland Temperaturen bis zu minus 53 Grad. In den Dörfern muß an den Brunnen die Eisdecke ständig zerschlagen werden, damit ein vollkommenes Einfrieren verhindert wird.

Bild rechts:
Stapellauf des Großschiffes „Potsdam".
Das neue deutsche Großschiff der Hapag „Potsdam", das ebenso wie der kürzlich vom Stapel gelaufene Lloyd-Schnelldampfer „Scharnhorst" für den Ostasiendienst bestimmt ist, auf der Werft von Blohm u. Voß. Die „Potsdam" lief in Hamburg vom Stapel.





Eine monumentale Christus-Statue für Barcelona.
Ueber der Heilige-Herz-Kirche auf der Spitze des Berges Tibidabo, der die Stadt Barcelona beherrscht, wird jetzt diese Kolossalstatue errichtet. 120 000 Kilogramm Bronze wurden für den Guß der etwa 10 Meter hohen Statue benötigt.

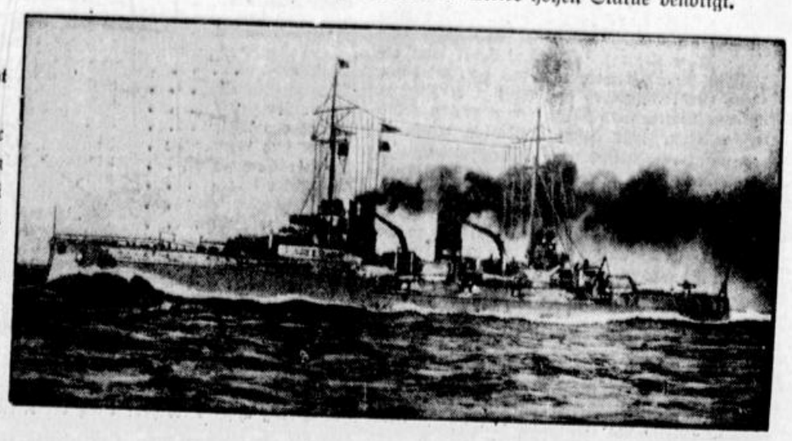


Seeschlacht an der Doggerbank.
Vor 20 Jahren:

Konteradmiral Hipper, der Führer der deutschen Seestreitkräfte. Rechts: Vizeadmiral Beatty, der Befehlshaber der englischen Schiffe in der Seeschlacht an der Doggerbank bei Helgoland am 24. Januar 1915.



Zum 20. Jahrestag der Seeschlacht an der Doggerbank.
Der deutsche Kreuzer „Blücher", der im Verlaufe des deutsch-englischen Seegefechtes an der Doggerbank bei Helogland am 24. Januar 1915 unterging. Die deutschen Streitkräfte standen unter Führung des Konteradmirals Hipper, die englischen, auf deren Seite der Panzerkreuzer „Tiger" sank, befehligte Admiral Beatty.





das Oelfeld
Baden. Dort
ung eine neue
roduktion von

Saarlandes.
u Groß-Berlin
nen der Feier-
Saargebietes



land erreichte,
fern muß an den
Einfrieren ver-



Barcelona.
s Berges Tibi-
ird jetzt diese
Bronze wurden
benötigt.



Spielplatz der Jugend

Schulung macht Spaß

Für den Heimabend

Gelände aufnehmen

Einige Gruppen von Jungen werden in bestimmte, abgegrenzte Gebiete geschickt, die unmittelbar um das Heim herum gelegen sind. Sie sollen die genaue Umgebung erkunden und von ihren Abschnitten in einem bestimmten Maßstab eine „Karte" zeichnen (Grundrißskizze), in der alle wichtigen Geländepunkte enthalten sind. Entfernungen werden abgeschritten oder geschätzt.

Hier ist eine Möglichkeit, um die im Unterricht und draußen im Gelände erlernten Grundlagen für Geländeaufnahme und Grundrißskizzenzeichnen praktisch zu verwerten.

Der „Oberkartenzeichner" mit seinem Gehilfen bekommt die von den einzelnen Gruppen aufgenommenen Karten, um daraus eine einheitliche Umgebungskarte des Lagers zu machen.

Personalbeschreibung

Ein Spiel für das Heim, das zur Gedächtnisschulung und zum schnellen Erfassen dienen soll. Dabei ist aber nötig, daß die Jungen nicht im Dienstanzug sind, sondern Zivil tragen. Jeder Junge bekommt den Auftrag, eine genaue Personalbeschreibung eines anderen zu geben, der mit am Tisch oder im Zimmer sitzt. Eine solche Personalbeschreibung hat etwa zu enthalten: Anzug, Haarfarbe, Augenfarbe, ob Augenglas oder nicht, besondere Merkmale wie „Narbe über dem rechten Auge", „Eckzahn fehlt", „rechte Schulter höher als die linke" und dergleichen mehr. Auch alles sonst Auffällige ist in der Personalbeschreibung zu vermerken.

Keiner darf verraten, über welchen Kameraden er die Personalbeschreibung abfaßt. Die Berichte werden eingesammelt und vom Jungenschaftsführer ohne Namensnennung des Beschriebenen vorgelesen. Nun kann man das Spiel folgendermaßen weiterführen:

a) Aus dem Bericht hat jeder einzelne sich selbst zu erkennen; sobald er glaubt, daß er der eben Beschriebene ist, muß er aufstehen. Derjenige, der den Bericht verfaßt hat, hat zu bestätigen, ob er tatsächlich bei seiner Personalbeschreibung diesen Jungen gemeint hat.

b) Die Berichte werden vorgelesen. Ist die Vorlesung beendet, so haben alle Jungen, mit Ausnahme des Schreibers festzustellen, wer der Beschriebene ist. Das kann natürlich überprüft werden.

Das Spiel macht in jedem Falle recht viel Spaß.

Aus „Pimpf im Dienst" Voggenreiter-Verlag.

Belohnungen.

Fritz: „Ich bekomme einen Groschen, damit ich auf meine kleine Schwester aufpasse, wenn Mama nicht zu Hause ist!"

Franz: „Pah — das ist doch gar nichts — ich bekomme eine ganze Mark, damit ich n i c h t auf meine große Schwester aufpasse, wenn ihr Verlobter da ist!"

Happy End?

„Endet der Roman glücklich, Mia?"

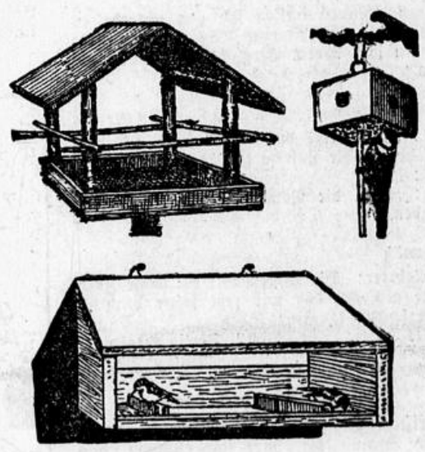
„Ich weiß nicht, am Ende steht bloß, daß sie heirateten."

Wenn er seinen Tod überlebt . . .

Eine sonderbare Klausel haben die Versicherungen in Amerika neuerdings ihren Lebensversicherungen angehängt. Ueberlebt der Versicherte seinen Tod, dann bekommt er eine lebenslängliche Rente. Damit will man sich gegen die Unannehmlichkeiten eines Scheintodes sichern. Die behördlichen Vorschriften einiger Staaten bei der Ausstellung eines Totenscheines sind nämlich so locker, daß — wie man munkelt — es keine allzu große Seltenheit ist, wenn schwer Bewußtlose oder Scheintote beerdigt werden — vor allem, wenn die Erben ein Interesse daran haben. Diese Scheintodversicherung aber, so denkt man, wird die Versicherungsgesellschaft dazu bewegen, einen genau untersuchenden Vertrauensarzt abzuschicken, der einwandfrei feststellt, daß der Tote wirklich tot ist und nicht vielleicht noch im letzten Augenblick erwacht, um seine lebenslängliche Rente zu beanspruchen.

Vögeln wird der Tisch gedeckt

Am meisten leiden im Winter die Meisen, Spechte und Baumläufer. Sie sind der Frechheit der Spatzen, die sofort alle Futterplätze belagern und sich sogar ihrer Nisthöhlen bemächtigen, ausgeliefert. Mit Hilfe der Futterglocke kann man diese Vögel auch in sperlingsreichen Gegenden zweckmäßig mit Nahrung versorgen. Sie besteht aus einer halben Kokosnußschale oder einem Kästchen als Dach, das das Futter vor dem Verderben schützt. In der Mitte der Höhlung ist ein dünner Stab angebracht, an dem sich die Vögel beim Fressen festhalten. Unseren Meisen und anderen Klettervögeln fällt dies nicht schwer und sie picken in dieser künstlichen Stellung emsig das über ihnen befindliche Futter weg, während die Sperlinge von ferne zusehen müssen, weil sie dafür zu ungeschickt sind. Mit einer Drahtöse wird Kokosschale oder Kasten an einem Baummast aufgehängt. Der Talg oder das Fett, das man beim Füllen der Schalen als Bindemittel der Sämereien verwendet, bildet zugleich ein gutes Insektenersatzfutter für die Vögel.



Man muß sich zu helfen wissen . . .

Wie wärmt man den Kakao auf, ohne ihm durch die hitzige Flamme das Aroma zu nehmen? Indem man ihn langsam auf einer Heizplatte warm werden läßt oder ihn in den Ofen stellt. Wenn man aber keine Heizplatte hat und anstatt des Ofens eine Zentralheizung da ist? Dann nimmt man zwei Backsteine, stellt ein elektrisches Bügeleisen mit der Fläche nach oben zwischen diese Steine, stellt den Kontakt her und hat eine Platte zum Wärmen.



Wißt ihr schon . . .

. . . daß vor hundert Jahren zum ersten Male der Ozean von einem Dampfer überquert wurde? Die „John Randolph" war ein amerikanisches Fahrzeug, besaß vorsichtshalber außer der Maschine noch Segeltakelung und fuhr von Amerika nach England.

. . . daß eine kleine rumänische Ortschaft durch einen „Werwolf" in Schrecken gesetzt wurde? Ein toller Wolf richtete entsetzliche Verheerungen unter den Herden an. Eine große Treibjagd brachte endlich das Untier zur Strecke, bei dem der Tierarzt Tollwut feststellte. Die Bauern lassen natürlich nicht von ihrem Glauben, daß ein „Werwolf" sie geschädigt habe.

Wollen wir mal lachen?

Instruktion

„Schmidt, was verstehen Sie unter militärischer Strategie?"

„Militärische Strategie ist, wenn man den Feind nicht merken läßt, daß man keine Munition mehr hat, sondern daß man ruhig immer weiter feuert!"

*

Vor Gericht

„Kennen Sie dieses Messer wieder?"

„Jawohl, Herr Richter!"

„Endlich! Endlich!"

„Natürlich — es ist doch das Messer, das Sie mir in der letzten Woche jeden Tag gezeigt haben!"

*

„Heute habe ich einen Brief von meinem Bruder aus Australien bekommen. Ich hatte 20 Jahre nichts von ihm gehört."

„Nun, was schreibt er denn?"

„Weiß nicht, der Brief mußte wieder zurückgehen, weil ich Strafporto bezahlen sollte."

*

Ein guter Freund

„Gestern war ich bei Grundmanns . . . da redete man über dich und behauptete, du wärest ein Esel . . ."

„Und was hast du gesagt?"

„Ich verteidigte dich natürlich und sagte, daß man die Menschen nie nach ihrem Aeußeren beurteilen solle . . ."

Schachaufgabe

Ernst Marwitz



Matt in zwei Zügen

Kontrollstellung. Weiß: König e 2, Dame a 4, Läufer f 3, h 4, Springer a 5, d 4. Schwarz: König e 5, Springer b 8, g 2, Läufer d 6, Bauer c 5, f 4.

Viel Aufregung um frische Eier

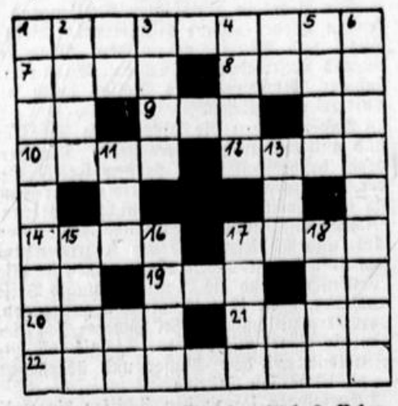
Frau Tüchtig handelt auf dem Wochenmarkt von der Geflügelhändlerin einen großen Posten frischer Eier ein, die sie zum Einlegen für den Wintervorrat bestimmt hat. Die Händlerin schwört, daß es sich um frische Landeier handelt, besonders groß und preiswert, und Frau Tüchtig zieht mit dem Einkauf tief befriedigt heimwärts.

Vor dem Einlegen durchleuchtet Frau Tüchtig die Eier und stellt mit Mißfallen fest, daß sich unter den angeblich frischen Landeiern sechs faule Eier befinden. Wuterfüllt verlangt sie am nächsten Markttag Ersatz von der Händlerin. Allerdings übertreibt sie ein wenig — sie spricht nicht von den sechs faulen Eiern, sondern verlangt Ersatz für ein Viertel des ganzen Postens. Die Händlerin zetert und wehrt sich mit Händen und Füßen. Der lebhafte Streit wird erst durch einen Vergleich geschlichtet. Die Händlerin erklärt sich bereit, zwar nicht ein Viertel des ganzen Postens, wohl aber zehn Eier zu ersetzen. Frau Tüchtig erklärt sich zwar für geschädigt, stellt aber innerlich mit Frohlocken fest, daß sie trotz des Ausfalls durch die faulen Eier nun noch ein Zwanzigstel des gesamten Eierpostens dazugewonnen hat.

Wieviel Eier hat Frau Tüchtig bei der Händlerin gekauft?

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Schmuckstein, 7. weibl. Vorname, 8. Zeitabschnitt, 9. Bezirk, 10. Nachtvogel, 12. Ostseebad, 14. Stimmlage, 17. Gesteinstrümmer, 19. weiblicher Vorname, 20. Nervenzentrale, 21. Schriftstück, 22. aalartige Fische.



Senkrecht: 1. Verkehrsmittel, 2. Nebenfluß der Donau, 3. Situation, 4. ohne Gehör, 5. asiatisches Tafelland, 6. Zwiebelgewächse, 11. Schicksal, 13. Strom in Asien, 15. Gesangsstück, 16. Nebenfluß der fränk. Saale, 17. Boot, 18. Angehöriger der Randstaaten.

Silbenrätsel

Aus den Silben

a — äh — ba — cha — che — dau — di — ei — er — eu — furt — haus — hib — hoch — i — in — il — ips — jo — kaa — king — la — land — ma — ma — mant — mer — nan — ne — nes — os — ra — ran — re — rub — sa — se — tan — tan — te — ter — wich — sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. (ch ein Buchstabe.)

1. deutscher Name für Wolkenkratzer .....
2. Stadt in Sachsen .....
3. Fluß im Harz .....
4. Gewürzpflanze .....
5. Schaftamel .....
6. Stadt in England .....
7. Engel .....
8. Heiligtum der Mohammedaner in Mekka .....
9. Gefäß .....
10. postalischer Ausdruck .....
11. Nadelbaum .....
12. spanischer Frauenname .....
13. indisch: Herr (Anrede der Weißen) .....
14. Verwandte .....
15. Edelstein .....
16. tierischer Körperteil .....
17. großer Lärm .....
18. Stadt in China .....
19. Fruchtstand .....
20. Wirrwarr .....

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe

Lösung: Läufer e 4 — c 2

1.) L e 4 — c 2, K e 5 — f 4; 2.) D b 6 — e 3 matt.

1.) . . ., T c 8 × T c 6; 2.) D b 6 — e 3 †, K e 5 — f 6; 3.) D e 3 — e 7 matt.

1.) . . ., S h 2 — g 4; 2.) T c 6 — c 4, T c 8 × c 4; 3.) D b 6 — d 6 matt.

1.) . . ., . . .; 2.) . . ., T c 8 — d 8; 3.) f 2 — f 4 matt.

1.) . . ., L g 8 — e 6; 2.) T c 6 × L e 6 †, K e 5 — f 4; 3.) D b 6 — e 3 matt.

1.) . . ., S h 2 — g 4; 2.) T c 6 — c 4, L g 8 — e 6; 3.) D b 6 — d 4 matt.

Siamesischer Fischkampf

Vier Teufelsfische erledigen einen Königsfisch in drei Minuten. Sind 13 Teufelsfische und vier Königsfische im Bassin, werden zunächst je drei Teufelsfische die vier Königsfische in Schach halten. Der restliche Teufelsfisch, der 13., wird sich zu je einer Gruppe seiner drei Kollegen schlagen, um einem Königsfisch den Garaus zu machen. Da jeder Kampf von vier Teufelsfischen gegen einen Königsfisch drei Minuten dauert, so endet diese Schlacht voraussichtlich mit einem vollen Sieg der Teufelsfische nach zwölf Minuten.

Silbenrätsel

1. Stadium, 2. Chinin, 3. Winnipeg, 4. Einbaum, 5. Imitator, 6. Greifswald, 7. Egmont, 8. Neapel, 9. Unna, 10. Nadelkap, 11. Diktator, 12. Darius, 13. Elan, 14. Niederlage, 15. Kündigung, 16. Erker, 17. Riebuhr, 18. Konak. — Schweigen und denken kann niemand kraenken.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. San Remo, 6. Teer, 8. Ehe, 9. Abo, 12. Epilog, 14. Kuli, 16. Aare, 17. Themse, 19. Ali, 20. Aga, 22. Eger, 23. Kohorte.

Senkrecht: 2. Ate, 3. Neheim, 4. Reep, 5. Traktat, 7. Vogesen, 9. Ala, 10. Bord, 11. Suhl, 13. Jaeger, 15. Lei, 18. Sago, 21. Art.

Neuer Trick mit Zahlen

7, 5, 3, 1, 0.

Der Zucker

Nachdenkliches Geschichtchen

Neulich saß ich mit Hugo Zinkblech zusammen im Kaffeehause. Zinkblech trank seinen Kaffee ungesüßt, aber er steckte den ihm gelieferten Zucker ein — in die rechte Westentasche.

Ich brauchte auch den Zucker nicht, aber ich ließ ihn liegen. Zinkblech sah mit Augen, denen großes Verlangen anzusehen war, längere Zeit danach hin. Schließlich fragte er: „Ach, bitte, wenn Sie Ihren Zucker doch nicht brauchen — darf ich ihn vielleicht nehmen?“

„Aber gewiß doch, Herr Zinkblech.“

Zinkblech freute sich. Er steckte den Zucker sofort ein, in die rechte Westentasche zu dem andern. Und dann erklärte er: „Wissen Sie — es ist wegen der Hygiene. So und so viele Leute nehmen doch den Zucker zum Kaffee nicht oder nicht allen, aber es ist doch klar, daß der einmal servierte Zucker nachher nicht fortgeworfen wird. Keine Idee; der wird dann eben anderen Gästen gegeben. Und nun denken Sie: wie lange steht der Zucker herum, wie oft wird er angepackt und wieder auf ein anderes Tellerchen gelegt. Es quält mich, wenn ich mir das vorstelle. So was muß man nach Möglichkeit zu verhindern suchen, und deshalb ist es mein Grundsatz, immer den Zucker einzustecken.“

„Da haben Sie recht“, meinte ich. „Aber eigentlich kann Ihnen das doch egal sein, wenn Sie selber nie Zucker brauchen. Und überhaupt, Herr Zinkblech, was fangen Sie mit dem eingesteckten Zucker an?“

„Na, ich kriege doch manchmal Besuch, dem ich Kaffee vorsetze.“

Richtige Auffassung

Zwei Freunde treffen sich und unterhalten sich über die Geschäftslage. Es sagt der eine: „Ich bin jetzt über'n Berg, bei mir geht's abwärts.“

*

Triftiger Grund

A.: „Du, weißt du auch, warum auf dem Land heraus die Luft so gut ist?“

B.: „Na?“

A.: „Weil die Bauern immer die Fenster zu haben.“

*

Zeitgemäß

Gelehrter: „Die Wissenschaft hat solche Fortschritte gemacht, daß wir jetzt sogar drahtlos Bilder senden können.“

Alte Dame: „Tatsächlich? Fertig gerahmt?“

Zeitgemäß und kurz

Tristan Bernard, der geistreiche französische Dramatiker, darf sich rühmen, das kürzeste Drama geschrieben zu haben, das die Weltliteratur bisher aufzuweisen hatte. Dieses Drama hat überdies noch den Vorteil, geradezu als „Zeittheater“ angesprochen werden zu können. Bernard teilt dieses Epos der staunenden Mitwelt in der „Comoedia“ mit. Es trägt den Titel: „Der Geächtete.“

Personen: Labourin, der Geächtete, Mélaneau, der Gebirgsbewohner. Die Szene spielt in einem Bauernhaus, in einem Gebirge gelegen, in einiger Entfernung von der Grenze. Es ist Nacht. Der Sturm rast. Der Regen trommelt gegen die Fenster. Mélaneau, der Gebirgler, sitzt am Fenster.

Es klopft. Schweigen. Es klopft wieder. Mélaneau entschließt sich, zu öffnen. Herein tritt Labourin, der Geächtete, vom Regen durchnäßt, mit Schmutz bedeckt. Er spricht mit mühsamer, halblauter Stimme. Labourin: „Wer du auch seist, habe Mitleid mit einem Verfolgten. Auf meinem Kopfe ist ein Preis gesetzt . . .“

Mélaneau (interessiert): „Wieviel?“

(Labourin rasch ab. Vorhang.)

Im Faschingstrubel . . .

Kleine Beobachtungen



„Wat denn, wat denn, Herr Polizeirat! Wejen mein echtes Kostüm werden Se man bloß nicht unjemütlich . . .“

„Wissen Sie, was Sie für mich sind, Herr? Ein Doppelverdiener! Sie verdienen eine links und eine rechts rein . . .“



„Was? Sie gehen als Don Juan? Ausgeschlossen — als Don Juan bin doch ich kostümiert!“







Man muß sich zu helfen wissen . . .

Ein roher Mensch

„George“, sagte sie mit zärtlicher Stimme, „willst du ein großes Opfer bringen — mir zu Gefallen?“

„Natürlich, Schätzchen!“ antwortete er.

„Willst du nicht das Rauchen aufgeben — mir zuliebe?“

„Das Rauchen aufgeben, dir zuliebe?“ wiederholte er. Dann nach einiger Ueberlegung: „Ich kann dir nichts abschlagen, mein Herzchen! Ich will das Rauchen dir zuliebe aufgeben. Von jetzt aber werde ich nur noch mir zuliebe rauchen.“

*

Amerika

Das war in Amerika zur Zeit der Sklavenunterdrückung.

„Jetzt ist es sogar verboten, auf Neger zu schießen“, sagte einer.

„In welchem Monat?“ fragte ein anderer.

Utopie

Da sitzt man nun auf diesem Schandplaneten,
Ist registriert nach Stand und Konfession,
Läßt sich auf seine Hühneraugen treten,
Hat einen Paß auf Lehmann oder Sohn.

Ist Onkel, Boxer, Raucher oder Beirat,
Von Haaren bräunlich, flachsblond oder schwarz.
Teils ist man ledig, teils ist man verheirat',
Und wohnt im Spessart oder auch im Harz.

Man trägt ein Nachthemd oder trägt Pyjamas,
Kriegt später teils Gedenk-, teils Gallenstein,
Verschleißt Zigarren, Grünkohl oder Dramas,
Hat Tanten in Genthin und Allenstein —

Und droben schweben hunderttausend Sterne,
Auf denen alles dieses unbekannt,
Und flüchtete man sich auch noch so gerne,
Man ist an diesen Erdenstern gebannt.

Der Mars hat zwei so niedliche Trabanten,
Fünf Kilometer nur im Radius,
Dort leben können ohne alle Tanten,
Lex mihi Mars — das wär' des Glückes Schluß!

Man geht, damit man Appetit sich hole,
Um zehn ein bißchen in die Tropen rein,
Nach Tisch begibt man sich zu einem Pole,
Es mag in diesem Fall der Nordpol sein.

Man holt sich Packeis in der Aktenmappe,
Kühlt mit dem bißchen Nordpol seinen Wein,
Und hat bei Mehrbedarf die Südpolklappe —
Denn so ein Nordpol ist man bannig klein.

Hat man am Samstag abend keine Stimmung,
Dann Fahrrad her! Man geht nicht auf den Leim:
Fährt östlich anderthalbmal um die Krümmung
Und kommt am Montag gegen Mittag heim.

Fahr ich hingegen westlich mit dem Rad um,
Dann mach' ich einen ganzen Sterntag plus
Und schreibe zweimal kühl dasselbe Datum —
Nur daß ich dann fünf Stunden radeln muß.

Es gibt kein Postamt und auch keine Börse,
Kein Radio und keinerlei Verein,
Kein Grammophon und keine Schlagerverse,
Kein Standesamt und keinen Eheschein.

Kein Hausherr mahnt, es klappert keine Tipse,
Man winkt zur Erde runter: Hab' mich gern!
Und gravitiert in eigener Ellipse —
O, schenkt mir einen Einfamilienstern!

E. W.

Wald Feld und Heide

Das Geheimnis des Vogelflugs

Mit lebhaftem Interesse und dauernder Beobachtung verfolgt die Wissenschaft seit Jahren den Vogelflug. Es war bisher eine noch nicht restlos gelöste Frage, wie die großen Vögel, die Adler, Geier und Albatrosse es anstellen, sich ohne jede sichtbare Muskelanstrengung, ohne jeden Flügelschlag in jede beliebige Höhe emporzuschwingen. Gelang es, das Geheimnis dieses mühelosen Vogelflugs zu ergründen, mußte dies von besonders praktischer Bedeutung für den Flugzeugbau sein, denn das Flugzeug hat im Aufsteigen dieselbe Arbeit wie der Vogel zu leisten.

Man unterscheidet zwei Kategorien des Vogelflugs: Das Emporfliegen durch Flügelschlagen, den Flatterflug, die am meisten auf Muskelleistung gegründete Form, und den Segel- oder Schwebeflug, den hauptsächlich große Vögel ausführen. Mit gebreiteten, ruhenden Schwingen schrauben sich die Riesenvögel hoch, mit feinstem Tastsinn der Flügel aufsteigende Luftströme benutzend.

Der mächtige Albatros, den man nur an einigen einsamen Stellen der Erde antrifft, ist wohl das wundervollste Beispiel eines lebenden Aeroplans. Er hat bei gespreizten Flügeln eine Spannweite von sieben bis acht Fuß und ist über 20 Pfund schwer. Als ausgesprochener Wasservogel verbringt er seine Nächte schlafend auf dem Wasser. Tagsüber befindet er sich auf Nahrungssuche ununterbrochen in der Luft und ist schon oft Tausende von Meilen von der Insel gesichtet worden, auf der er seine Brutstätten hatte. Das Charakteristischste und Erstaunlichste am Albatros aber ist seine Fähigkeit, sich tagelang ununterbrochen in der Luft zu halten, ohne daß er auch nur einmal mit den Flügeln schlüge.

In andern Weltgegenden kann man ähnliche Schauspiele an Landvögeln beobachten. In Brasilien, in Indien und Aegypten gibt es Geierarten, die sich stundenlang ohne Flügelschlag in der Luft halten, ohne daß das selbst mit dem Fernglas bewaffnete Auge auch nur die leiseste Bewegung erspähen könnte.

Der Vogelflug in den Tropen hängt eng mit den Eigentümlichkeiten der dortigen Luftströmungen zusammen. Mit Hilfe des ausgesprochen feinen Tastgefühls seiner Schwingen fühlt der Vogel die sich in jenen Gegenden stets von unten nach oben bewegenden Luftströmungen und nützt sie zu seinem Hochschrauben in Spiralen aus. Solche Strömungen, dem Menschen ohne weiteres nicht wahrnehmbar, sind neben abwechselnd wiederkehrenden „Luftlöchern“ überall in den Tropen zu finden. Der Vogel schraubt sich hoch, überspringt ein „Luftloch“ im gleitenden Segelflug und schraubt sich in der nächsten Strömung wieder weiter hoch. Diese Luftströme hängen natürlich eng mit den vom Erdboden aufsteigenden Hitzewellen zusammen und erlauben den Tieren ihren Flugbeginn nur ein bis zwei Stunden nach Sonnenaufgang und enden ihn zu gleicher Zeit bei Sonnenuntergang.

Die Vögel in gemäßigten Breitengraden kennen wieder andere Hilfsmittel. Berge, Hügel und Bäume geben dem Wind genügend Auftriebskraft, um den Vögeln ein ruhiges, bewegungsloses Gleiten durch die Luft zu ermöglichen.

Anders liegen die Dinge beim Albatros und anderen großen Seevögeln. Die Seevögel beschreiben keine großen Kreise mit der Regelmäßigkeit eines Zirkels. Ihr Flug ich durch viel mehr Beweglichkeit gekennzeichnet. Sie führen andauernde Folgen von Auf- und Abstiegen und von Kehrtwendungen auf. In geschickter Weise nützen sie also Wellenschlag und die dadurch bedingte Brise aus, um, ohne ihre Muskeln anzustrengen, vorwärts zu kommen. Bei schwerer See fliegen die Vögel mit anderer Technik fast unmittelbar auf dem Wasser und überstehen so die schwersten Stürme.

Seemöwen folgen den Schiffen bis weit auf den Ozean hinaus. Auch sie segeln ohne merkbaren Flügelschlag. Auch hierfür gibt es eine Erklärung. Das Schiff schneidet mit seiner Spitze die Luft in zwei Teile, die hinter dem Schiff wieder zusammenprallen. Experimente haben ergeben, daß dieser Zusammenprall nach oben stößt, Wind genug zum Segelflug der Möwen.

Der Jäger in dem grünen Wald

Der Jäger in dem grünen Wald,
Da sucht er Tierleins Aufenthalt.
Und er ging wohl in dem Wald bald hin, bald her,
Ob auch nichts, ob auch nichts anzutreffen wär.

Mein Hündlein hab ich stets bei mir
In diesem grünen Waldrevier,
Und mein Hündelein, das jagt,
Und mein Herz, das lacht,
Meine Augen leuchten hell und klar.

Ich fing mein Lied aus voller Brust,
Der Hirsch tut einen Satz vor Lust,
Und der Fink, der pfeift,
Und der Kuckuck schreit,
Und die Hasen kratzen sich am Bart.

Und als ich in den Wald 'nein kam,
Traf ich ein schönes Mägdlein an:
„Ei, wie kommst dus in den Wald herein,
Du strahlloses Mägdlein,
Ei, wie kommst dus in den Wald herein?

Du sollst ja nicht mehr bleiben hier
In diesem grünen Waldrevier;
Bleibe dus bei mir als Jägerin,
Du strahloses Mägdlein,
Bleibe dus bei mir als meine Braut!“